

Hans Stintzing – 1914/15 – Heimreise aus Chile und Beteiligung am Ersten Weltkrieg

Seite 2

Hans Stintzing alias
Alfredo Otton Calverts Sandfort
Heimreise von Chile nach Deutschland

Seite 7

Feldpostbriefe 1915
4. Januar – 21. August

Seite 39

Nachtrag

Aus einer historischen Darstellung über das 1. Garde-Reserve-Regiment
Auszüge aus Briefen von Kameraden zum Tod von Hans Stintzing



Hans Stintzing, 1886 in Hechingen (heute Baden-Württemberg) zur Welt gekommen, wuchs ab einem Alter von zehn Jahren in Potsdam auf. Nach der Schule und einjährigem Wehrdienst studierte er das Fach Maschinenbau. Als Ingenieur suchte er nach einer Anstellung in Berlin sein Glück im Ausland. Als 25-Jähriger reiste er 1912 nach Chile, um dort beruflich tätig zu werden.

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges veranlasste ihn, nach Deutschland zurückzukehren. Er wollte für sein Vaterland als Soldat kämpfen. Er trat in das 1. Garde-Reserve-Regiment (G.R.R.) ein, das nach einem kurzen anfänglichen Einsatz an der Westfront im Herbst 1915 an die Ostfront verlegt wurde.

Nach gut acht Monaten Kriegseinsatz fiel Hans Stintzing am 10. September 1915 im Alter von 28 Jahren bei Pleski (heute Weißrussland).

Die von Europa kommenden kriegerischen Meldungen, welche in den ersten Augusttagen den ganzen Erdkreis in Erregung versetzten, riefen in der chilenischen Haupthafenstadt Valparaiso, meinem damaligen Aufenthalte, eine ungeheure Aufregung hervor. In unserer deutschen Kolonie weckte die Kunde von der Mobilmachung des deutschen Heeres die einmütige Begeisterung der dortigen Landsleute und wohl in jedem Waffenfähigen das brennende Verlangen, so bald als möglich heimkehren zu können, um an dem Kampfe für die Ehre und Existenz des von allen Seiten bedrohten Vaterlandes teilzunehmen.

Mit vielen anderen in Valparaiso lebenden heerespflichtigen Landsleuten meldete ich mich pflichtgemäß alsbald bei dem deutschen Konsulat. Hier wurde uns eröffnet, dass nach einem vom Auswärtigen Amte eingeholten Bescheide von einer Heimbeförderung der Heerespflichtigen auf Staatskosten abgesehen werden müsse, da wegen der Unsicherheit der Überfahrt keine Verantwortung übernommen werden könne, und dass den Heerespflichtigen die Unmöglichkeit der Rückkehr nach Deutschland amtlich zu bescheinigen sei. Es müsse hiernach jedem Einzelnen überlassen bleiben, den Versuch zu machen, die Heimkehr auf eigene Gefahr und Kosten zu bewerkstelligen. Dabei wurde es aber als erwünscht bezeichnet, wenn dieser Versuch namentlich von solchen Heerespflichtigen, die eine militärische Charge bekleideten, unternommen würde.

Ich schwankte keinen Augenblick, den Versuch auf jeden Fall zu wagen. Für das Gelingen der Reise war es von Wichtigkeit, dass sie nicht in Gesellschaft, jedenfalls nicht in großer Gesellschaft unternommen wurde. Je größer die Zahl der Teilnehmer, umso geringer war die Wahrscheinlichkeit durchzukommen. Ich war entschlossen sie ganz allein zu unternehmen und schickte mich alsbald an, die nötigen Vorbereitungen und Vorkehrungen in die Wege zu leiten.

Schon gleich nach dem Bekanntwerden der Mobilmachung hatte ich meine Stellung gekündigt, die ich erst vor etwa Monatsfrist bei einer englischen Firma angetreten hatte, mit der Aussicht, schon in der allernächsten Zeit die selbstständige Leitung eines technischen Unternehmens zu übernehmen, zu der ich gerade damals im Begriffe war, mich in die Konzeption zu begeben. Meine Kündigung wurde von dem liebenswürdigen Chef sehr freundlich und verständnisvoll zur Kenntnis genommen, wobei ich bemerke, dass die Kriegserklärung Englands damals noch nicht bekannt war. Schon nach kurzer Zeit hätte ich die Stellung ohnehin verloren.

Zu den mannigfachen Maßnahmen, mit denen die Engländer Deutschland wirtschaftlich zu schädigen suchten, gehört die bekannte, von der englischen Regierung erlassene Ordnung, welche den britischen Untertanen jeden geschäftlichen Verkehr mit solchen Firmen, die Angestellte deutscher Nationalität bei sich beschäftigen, bei hoher Strafe verbietet. Die Folge dieser übrigens sehr zweischneidigen Maßnahme war die allgemeine Entlassung solcher Angestellten, die damit ohne Gnade auf die Straße gesetzt waren, ein Schicksal, das auch mich wohl ereilt haben würde, wenn ich meine Stellung nicht schon freiwillig aufgegeben hätte.

Nebenbei bemerkt habe ich mich übrigens in keiner Weise über die Firma zu beklagen, kann ihr vielmehr nur Gutes nachrühmen und namentlich der ebenso vertrauensvollen wie höflichen Art der Behandlung, die ich während meiner Tätigkeit erfahren habe, nur dankbar gedenken.

Meine nächste und wichtigste Sorge war, mir einen falschen Reisepass zu verschaffen, d. h. einen Pass, der auf fremden Namen und zwar auf den Namen Angehöriger nichtdeutscher Nationalität lautete. Ohne einen solchen Ausweis hatte man als Deutscher überhaupt keine Aussicht, auch nicht auf neutralen Schiffen, nach Europa befördert zu werden. Es war nämlich durch eine Verordnung der Landesregierung bestimmt worden, dass zur Ausreise nach Europa Angehörige kriegsführender Nationen nicht zuzulassen seien. Überdies musste zur Benutzung neutraler Schiffslinien noch eine besondere Erlaubnis des zuständigen Landeskonsuls eingeholt und ihre Erteilung auf dem Passe bescheinigt werden.

Nach vielen vergeblichen Bemühungen gelang es mir endlich, durch Vermittlung eines Bekannten für teures Geld den Pass eines neutralisierten Engländers zu erhalten, der ihn sich zu einer später wieder aufgegebenen Reise nach Europa, um den Kriegsschauplatz zu besuchen, hatte ausstellen lassen. In einem italienischen Konsulatsbeamten, an den ich mich wegen Ausstellung des bezeichneten Erlaubnisscheins wandte, fand ich einen mitfühlenden Helfer. Mit verständnisvoll lächelnder Miene erklärte er auf meine in spanischer Sprache ihm vorgetragene Bitte, die er in geläufigem Deutsch erwiderte, sich bereit, meinen Pass mit dem vorgeschriebenen Erlaubnistempel zu versehen, der, wie er sagte, schon von anderen Deutschen nachgesucht worden sei, fügte aber hinzu, dass er keine Garantie dafür übernehmen könne, dass ich wirklich durchkäme.

Vorsorglich verschaffte ich mir auch noch eine Erlaubnisbescheinigung des norwegischen Konsulats, um nötigenfalls eine norwegische Linie zu meiner Fahrt benutzen zu können. Auch hierbei leistete mir ein Bekannter hilfreichen Beistand. Ich

will aber lieber verschweigen, welche List wir anwenden mussten, um unseren Zweck zu erreichen. So war ich also nun glücklicher Besitzer eines vorschriftsmäßigen Passes und konnte es wagen, unter dem stolzen Namen eines Herren „Alfredo Otton Calverts Sandfort“ die Reise zu unternehmen. Noch aber standen ihrer Ausführung unüberwindliche Hindernisse entgegen. Das nächste Reiseziel, das ich erreichen musste, um mich nach Europa einzuschiffen, war das 1500 Kilometer entfernte Buenos Aires (Argentinien). Es kamen zwei Möglichkeiten in Frage, dahin zu gelangen. Die eine war der durch die Magellanstraße führende Seeweg, den ich auf der Herreise benutzt hatte. Er konnte in etwa 14 Tagen zurückgelegt werden. Er verbot sich ohne Weiteres von selbst, da der Reiseverkehr zwischen Valparaiso und Buenos Aires ausschließlich durch englische Schiffe vermittelt wurde, so dass ich bei seiner Benutzung riskiert hätte, alsbald abgefangen zu werden. Aber auch an eine Bewerkstelligung meiner Reise auf dem Landwege, über das Codillengebirge, war jetzt nicht zu denken. Es war gerade Winterzeit, während deren die über die Anden führende Eisenbahnverbindung eingestellt war.

Der Winter war ungewöhnlich streng. Heftige Schneestürme tobten im Hochgebirge, ungeheure Schneefälle verdeckten Weg und Steg. Unter solchen Umständen wäre es ein tollkühnes Wagnis gewesen, einen mehrwöchigen Fußmarsch über den auf eine Höhe von über 4000 Meter ansteigenden Gebirgspaß zu unternehmen, ein Wagnis, vor dem ich von allen Seiten dringend gewarnt wurde. Es hatte anderen Landsleuten, die es solchen Warnungen zum Trotz unternommen hatten, das Leben gekostet. Sie waren in furchtbare Schneestürme geraten und erfroren. Nicht besser war es einer anderen Gesellschaft von Deutschen ergangen, die versucht hatte, auf dem noch gefährlicheren Weg in südlicher Richtung vorzudringen und dieses Abenteuer gleichfalls mit dem Leben hatten büßen müssen.

So musste ich also einstweilen davon absehen, die Reise anzutreten, und mich gedulden, bis die Schneeverhältnisse sich soweit gebessert hatten, dass ich hoffen konnte hinüber zu kommen. Es war eine harte Geduldsprobe, die ich nun zu bestehen hatte. Sie war umso härter, als sich der Aufenthalt in Valparaiso für uns Deutsche von Tag zu Tag immer unerträglicher gestaltete. Mit Ausnahme der uns wohlgesinnten militärischen Kreise, das chilenische Heer ist bekanntlich ganz nach deutschem Muster organisiert, war die Stimmung der einheimischen Bevölkerung durchaus deutschfeindlich, von den Engländern ganz zu schweigen, und diese Stimmung wurde durch die aufreizende Haltung der fast gänzlich von den Engländern beherrschten und bedienten Presse noch fortdauernd genährt und gesteigert. Es ist nicht zu beschreiben, was diese Presse hierin geleistet hat, und wie oft habe ich innerlich vor Zorn gebebt, wenn ich dieses Treiben mit ansehen musste, ohne ihm doch wirksam entgegentreten zu können. Nebenbei bemerkt ist übrigens auch der Engländer bei dem Chilene nicht weniger als beliebt. Er sieht in ihm, wie auch in dem Deutschen, den fremden Eindringling, der ihm zwar einstweilen wegen seiner von ihm durchaus anerkannten geschäftlichen, wirtschaftlichen und technischen Überlegenheit unentbehrlich ist, dessen Konkurrenz er aber doch stets mit Neid betrachtet. Umso größer ist die Sympathie, die der Chilene für den ihm verwandten Franzosen empfindet.

Endlich, nach fast dreimonatigem Warten, schlug die Stunde der Erlösung. Der Eisenbahnverkehr war wieder bis Los Andes eröffnet. Die hier beginnende Strecke über die noch verschneite Passhöhe musste bis Puente de los Incas mit Führern und auf Maultieren zurückgelegt werden. Ich beschloss gleich den ersten Zug, der am 25. Oktober 1914 abgefertigt werden sollte, zu benutzen. Mein Reisegepäck war bald in Ordnung. Ich nahm, um möglichst wenig belastet zu sein, nur das Notwendigste mit. Den größten Teil meiner Habe ließ ich in Valparaiso zurück. Er befindet sich dort in guter Hut bei meinem Freunde D., dem ich ihm zur Aufbewahrung anvertraut habe.

Während meines unfreiwilligen Aufenthaltes waren meine Geldmittel ziemlich aufgebraucht. Sie reichten nicht mehr für die Reise nach Buenos Aires und ich hatte mir darum von der dortigen Bank, bei der mir ein Kredit eröffnet war, erst Geld kommen lassen müssen. Dadurch war meine Abreise noch weiter verzögert worden. Um keine Zeit mehr zu verlieren, ließ ich mir von meinem Freunde eine Summe, so dass ich die Reisekosten bis Buenos Aires bestreiten konnte. Ein zahlreiches Gefolge von Landsleuten, darunter viele, die ich gar nicht kannte, geleitete mich zur Bahn. Noch im letzten Augenblick wurden Versuche gemacht, mich von der Reise zurückzuhalten oder mich zu bestimmen, sie noch aufzuschieben, da sie wegen der Schwierigkeit des Passüberganges noch zu gewagt sei. Im Zuge gesellten sich mir noch zwei deutsche Reisegefährten zu. Es waren ebenfalls Reservisten, die vom Norden Chiles gekommen waren und gleichzeitig über Buenos Aires nach Deutschland wollten. Der eine war Reserveoffizier. Ich habe sie später nicht mehr gesehen und weiß nicht, was aus ihnen geworden ist.

Die Eisenbahnfahrt bis Los Andes dauerte einen Tag. Den nun folgenden Reisetag würde ich sobald nicht vergessen. Er stellte Anforderungen an unsere Leistungsfähigkeit, Ausdauer, die wir uns doch nicht vorgestellt hatten. Wir brachen frühmorgens um 8 Uhr auf. Anfänglich machte die Sache Spaß. Wir hatten herrliches Wetter und das Reiten in der frischen klaren Morgenluft mit wundervollen Ausblicken auf die uns umgebende Schneelandschaft war ein Vergnügen, das uns in die genussfreudigste Stimmung versetzte. Die in ihrem weithin leuchtenden Schneegewand in majestätischer Schönheit erstrahlende, vom Lichte der Morgensonne vergoldete Hochgebirgslandschaft bot ein Schauspiel von überwältigender Großartigkeit, einer Großartigkeit, die diejenige der Schweizerberge noch übertrifft. Keine Phantasie vermag sich die unge-

4 heuren Schneemassen, die gewaltigen Lawinstürze vorzustellen, welche ganze Täler, Schluchten und Halden füllten und die kühnen Viadukte der Andenbahn unter sich begraben hatten. Ich hatte derartiges noch nicht gesehen. Es waren unvergessliche Eindrücke, die die Anstrengungen, die sie uns kosteten, wohl wert waren. Aber je länger unser Marsch dauerte, desto mehr gestaltete er sich zu einer ermüdenden Strapaze, bei der schließlich jede Genussfähigkeit aufhörte. In heißem Sonnenbrande, wie man ihn in solcher Höhe und inmitten solcher Schneemassen nicht für möglich halten sollte, ging es auf weglosen Strecken, bald über schneebedeckte Halden, bald an schwindelnden Abgründen dahin. Die Maultiere versanken buchstäblich bei jedem Schritte in dem metertiefen Schnee und schon nach einer Stunde versagten sie den Dienst und waren auf keine Weise zu bewegen, uns weiter zu tragen. Wir waren daher genötigt abzusetzen und mit den Tieren, hinter uns herziehend, uns zu Fuß hindurch zu arbeiten. Ein beschwerliches Geschäft, bei dem uns allmählich unsere Kräfte zu verlassen drohten. Erschwerend kam noch hinzu, dass wir mit einem so schwierigen Verlauf unserer Tour nicht gerechnet hatten. Wir waren nicht mit der entsprechenden Kleidung, und insbesondere, was besonders empfindlich war, nicht mit dem entsprechenden Schuhwerk ausgerüstet. Zudem hatten wir es versäumt, uns mit genügend Proviant zu versehen.

Mehr noch als unter dem Sonnenbrande, dem wir beim Aufstiege auf der Westseite des Passes ausgesetzt waren, hatten wir unter der grimmigen Kälte zu leiden, die im schroffen Gegensatze dazu auf der in Schatten liegenden Ostseite herrschte. Mit Aufbietung des letzten Restes unserer Kräfte gelang es uns endlich bei einbrechender Dunkelheit unser Ziel, die schon genannte Puente de los Incas, von wo die Reise mit der Eisenbahn fortgesetzt werden konnte, zu erreichen. Es war 6 Uhr abends, als wir anlangten. Wir hatten also zehn Stunden für unseren Marsch gebraucht. Dass wir diese Leistung, welche unter so schwierigen Verhältnissen außergewöhnliche Anforderungen an unsere Ausdauer stellte, überhaupt haben vollbringen können, das hatten wir nicht zuletzt unserer militärischen Schulung zu verdanken, den Marschübungen im Manöver, wo man es lernt, das Letzte zu geben, wenn es sein muss.

Ein Glück war es, dass uns das Wetter hold war. Bei weniger günstigem Wetter wären wir wohl schwerlich durchgekommen. In völlig erschöpftem, durchfrorenem und halbverhungertem Zustande hofften wir in einem wunderbar gelegenen, von Engländern geführten Hotel Unterkunft zu finden und uns von den ausgestandenen Strapazen zu erholen. Es wurden aber so unverschämte Preise verlangt, dass wir es, auch in Anbetracht der Knappheit unserer Reiskasse – ich hatte nur noch wenige Pesos in der Tasche, mit denen ich bis Buenos Aires auskommen musste – vorzogen, in einem Abteil des Eisenbahnzuges zu übernachten. Die nun folgende dreitägige Eisenbahnfahrt, die wir in einem überfüllten Zuge inmitten einer wenig angenehmen, zumeist von Italienern bestehenden Reisegesellschaft verbringen mussten, hatte noch insofern einen besonders ungemütlichen Verlauf, als sich während derselben die nachteiligen Folgen unseres Gebirgsmarsches einstellten und in wachsender Masse fühlbar machten.

Meine Gesichtshaut war infolge der Einwirkung des Sonnenlichtes insbesondere auf der diesem unmittelbar ausgesetzten linken Seite zu einer dunkelbraunen harten Kruste erstarrt. Diese sprang nun auf und das Gesicht war schließlich mit eiternden Rissen bedeckt und stark aufgeschwollen. Insbesondere waren die Augen so vereitert, dass ich sie am ersten Tage unserer Fahrt nicht zu öffnen vermochte. Ich fühlte einen heftigen stechenden Schmerz und fürchtete schon, dass ich erblindet sei. In diesem Zustand langte ich in Buenos Aires an.

An eine Weiterreise war zunächst nicht zu denken. Ich sah wie ein Aussätziger aus und musste ernsthaft fürchten, deshalb keine Unterkunft zu finden, und wirklich wurde ich in einem Pensionat, das ich zunächst aufsuchte, abgewiesen. Umso freundlicher war die Aufnahme, die ich in einem anderen Pensionat fand. Die durch meinen bemitleidenswerten Anblick und meine Schilderungen gerührte Inhaberin, eine Deutsche, ließ es sich angelegen sein, mir die sorgsamste Fürsorge und Pflege zu Teil werden zu lassen. Ich fühlte mich recht krank und musste drei Tage fiebernd zu Bett liegen, erholte mich dann aber wieder, aber es vergingen doch noch fast zwei Wochen, bis mein Gesicht so weit verheilt war, dass ich reisen konnte. Am 15. November sollte der „Principe Umberto“, ein italienischer Dampfer, nach Genua gehen. Ich beschloss ihn zu benutzen.

Aber nun standen mir neue Schwierigkeiten bevor und es hätte wenig gefehlt und meine Reise wäre noch im letzten Augenblicke vereitelt worden. Die strenge Überwachung, der der Reiseverkehr nach Europa unterworfen war, war noch durch die Bestimmung verschärft worden, dass die Reisepässe von ihren Inhabern auf der von Engländern verwalteten Hauptagentur, bei der die Fahrscheine für die Seefahrt zu lösen waren, persönlich abgegeben werden mussten, wo sie einer genauen Prüfung unterzogen wurden. Um mich dieser Kontrolle zu entziehen, die mir leicht hätte verhängnisvoll werden können, setzte ich mich mit einem deutschen Beamten einer Nebenagentur in Verbindung, von dem ich gehört hatte, dass er seinen Landsleuten gefällig sei. Dieser war auch bereit, mir den Fahrschein zu besorgen, auch zu vermitteln, dass der Pass die Hauptagentur unbeanstandet passierte.

Ehe ich ihm diesen aushändigte, gebrauchte ich aber noch die Vorsicht, mich in aller Eile fotografieren zu lassen und den Pass mit meinem Bilde zu bekleben, womit ich zu erreichen hoffte, dass über die im Pass enthaltene Personenbeschreibung,

welche mit meinem Aussehen wenig übereinstimmte, eher hinweggesehen werde. Es gelang mir auch, den durch die Fotografie verdeckten Teil des chilenischen Polizeistempels, mit dem der Pass bedruckt war, kunstgerecht nachzuzeichnen, eine Fälschung, die sich durch die Not der Umstände rechtfertigte. Sie war mir so gut geglückt, dass der deutsche Konsulatbeamte, der meinen Pass am Tage vorher gesehen hatte, mich verwundert fragte, wie ich denn zu dem Stempel gekommen sei, da ich doch unmöglich in der Zwischenzeit in Chile gewesen sein könne.

Der Pass wurde von dem Agenten selbst auf die Hauptagentur gebracht und sollte von dort, wie mir bestimmt versprochen wurde, direkt an Bord geschickt und dem Kapitän zugestellt werden. Ich hatte die Lösung der Fahrkarte und die Abgabe des Passes absichtlich bis zum letzten Augenblicke verzögert, um den Beamten auf der Hauptagentur, welche den Pass zu revidieren hatten, möglichst wenig Zeit zu lassen, ihre Neugierde zu befriedigen.

Es waren noch fünf Minuten bis zur festgesetzten Abfahrt, als ich am Hafen anlangte, um mich an Bord zu begeben. Hier aber traten mir neue unerwartete Hindernisse entgegen. Ich wurde von argentinischen Soldaten, die den Zugang des Schiffes bewachten, angehalten. Sie verlangten die Vorweisung des Passes und wollten mich ohne diesen nicht durchlassen. Auch ein Polizeikommissar verweigerte mir den Zutritt, obwohl ich ihm erklärte, dass sich der Pass in den Händen des Kapitäns befände. Wie sich herausstellte, war dies tatsächlich nicht der Fall, der Pass war von der Hauptagentur nicht geschickt worden.

Es blieb mir nichts anderes übrig, als dahin zurückzukehren, um ihn mir zu holen. Ich nahm mir ein Auto und fuhr in rasendem Tempo nach der Hauptagentur, wo man vergessen haben wollte, ihn zu schicken. Ich fuhr den anwesenden englischen Beamten heftig an, wobei ich ganz aus meiner Rolle fiel, indem ich meiner Empörung in kräftigen deutschen Worten Luft machte mit dem Erfolge, dass mir der Pass von dem eingeschüchterten Beamten ohne Weiteres ausgefolgt wurde. In rasender Fahrt, wie ich gekommen, kehrte ich zum Hafen zurück. Der Dampfer „Principe Umberto“ war noch nicht abgefahren.

Nun machte ich den erneuten Versuch, an Bord zu kommen. Die Vorzeigung des Passes wollte ich auch jetzt vermeiden, weil ich zwar die spanische Sprache leidlich beherrschte, aber nicht des chilenischen Dialektes mächtig war und deshalb fürchten musste, mich zu verraten. Aber mein Versuch scheiterte an dem entschiedenen Widerstande sowohl des schon erwähnten argentinischen Polizeibeamten wie auch eines noch herbeigerufenen italienischen Schiffskommissars, welche meiner erneuten Versicherung, dass der Pass an Bord sei, nicht Glauben schenken wollten und sich weigerten, mich durchzulassen.

In dieser höchsten Not kam mir ein rettender Einfall. An Bord wurde ich von einem dänischen Beamten erwartet, der gleichfalls nach Europa reisen wollte und sich mir angeschlossen hatte. Ich stahl mich in seine Nähe, schilderte ihm meine Verlegenheit, die übrigens schon von ihm selbst aus der Ferne beobachtet worden war. Es gelang mir unbemerkt, den Pass ihm zuzustecken, mit der Bitte, ihn dem Kapitän zu übergeben, was er auch alsbald besorgte. Nun verlangte ich mit großer Entschiedenheit, an Bord gelassen zu werden, indem ich es als ganz unerhört bezeichnete und den Beamten dafür verantwortlich machte, dass meiner Abreise Schwierigkeiten gemacht würden, obwohl ich im Besitze eines Fahrscheins und des vorgeschriebenen Ausweises sei. Der noch immer misstrauische Kommissar befragte mich nun nach meiner Nationalität. Ich erklärte, dass ich Schweizer sei. Jetzt endlich wurde ich, nachdem noch die Bestätigung des inzwischen von meinem dänischen Reisegefährten unterrichteten Kapitäns, dass sich mein Pass in seinen Händen befinde, eingeholt worden war, durchgelassen.

Nebenbei hatte ich den Verlust meines Überziehers und meiner Reisedecke zu beklagen. Sie waren, während ich zur Hauptagentur zurückfuhr, um mir den Pass zu holen, meinem Reisegeossen, dem ich sie übergeben hatte, gestohlen worden. Ich war immer noch glücklicher daran als er, dem sein gesamtes Reisegepäck abhandengekommen war. So hatte ich mich dann bis hierher glücklich durch alle Schwierigkeiten und Hindernisse durchgekämpft, befand mich wohlgeborgen an Bord des Schiffes, das mich nach der Heimat bringen sollte.

Außer mir befanden sich noch 34 Deutsche an Bord. Die übrige Reisegesellschaft bestand zumeist aus Italienern, einigen Schweizern, Dänen, einem Engländer sowie zwei Franzosen. Aber nun stand ja erst der schwierige Teil der Reise, die lange weite Seefahrt über den Atlantischen Ozean und das Mittelländische Meer, bevor. Wie wird ihr Verlauf sein? Werden wir unser Ziel erreichen oder werden wir das Schicksal so vieler Landsleute teilen, unterwegs von den uns auflauernden Feinden abgefangen zu werden? Die Abfahrt des Dampfers verzögerte sich wegen des ungünstigen Wasserstandes noch um viele Stunden. Erst in später Nachtzeit lichteten wir den Anker, um auf dem La Plata nach Montevideo zu steuern, wo, wie es hieß, englische Kriegsschiffe liegen sollten, was sich aber nicht bestätigte. Auch die weitere Fahrt hatte zunächst einen friedlichen Verlauf.

Wir laufen nach Santos und Rio de Janeiro an. Unterwegs verliert unser Dampfer einen Schraubenflügel, was eine Verlangsamung der Fahrt zur Folge hatte. Wir sind dadurch genötigt, nach der afrikanischen Küste hinüber zu fahren, den Hafen von Dakar in Senegambien anzulaufen, um unseren Kohlenvorrat, der bis Genua nicht gereicht hätte, zu ergänzen.

6 Uns ist allen sehr beklommen zu Mute. Es kommen französische Offiziere an Bord, die das ganze Schiff durchsuchen und alle Nichtitaliener einem Verhör unterziehen. Dabei übrigens mit rühmenswerter Höflichkeit verfahren. Ich hatte die mir von einem hilfreichen Italiener entlehene Kleidung angezogen und hatte das Glück, nebst einem Stuttgarter Herrn, unbe- merkt zu bleiben und nicht aufgerufen zu werden, sei es nun, dass wir an dem ziemlich versteckten Platze, den wir an dem entfernten Ende des Schiffes aufgesucht hatten, übersehen wurden oder dass mein Name in der Schiffsliste nicht geführt wurde. Mehrere Passagiere wurden beanstandet und sollen an Land. Da jedoch ihre deutsche Nationalität nicht genügend festzustellen ist und der Kapitän sehr energisch für sie eintritt, lässt man sie schließlich laufen.

Erwähnen will ich noch, dass die beiden Franzosen, die an Bord waren, hämische Äußerungen hatten fallen lassen, die die Absicht erkennen ließen, die deutschen Passagiere bei der Durchsuchung in Dakar zu verraten. Ihnen wurden von einem handfesten Berliner Herrn die Folgen, die sie dann zu erwarten hätten, in so handgreiflicher Weise vor Augen geführt, dass ihnen die Lust verging, ihr Vorhaben auszuführen. Als wir abends wieder in See gingen, lief gerade ein großer französischer Dampfer mit vielen Hunderten afrikanischer Soldaten in den Hafen ein. Wir wissen nicht, ob sie nach Frankreich wollten oder vielleicht von dort kommen.

Nach fünftägiger Fahrt laufen wir in die Straße von Gibraltar ein. Zuerst sieht man nur die herrliche afrikanische Seite, später auch die spanische. Rechts liegt Tanger, auf der Reede davor ein französischer Kreuzer. Weit voraus links kommt der Felskegel von Gibraltar in Sicht. Die Spannung wächst nun mit jeder Minute. Kommen wir durch oder nicht? Allmählich wird es dunkler. Man sieht nur noch die Silhouette des schwarzen Festungsberges, die dunkle Wasserfläche und weiterhin die Berge Afrikas.

Das Ganze macht einen gewaltigen Eindruck, der durch die abenteuerliche Lage noch erhöht wird. Die Lichter der Kasematten in halber Berghöhe kann man deutlich sehen. Jetzt sind wir schon fast südlich der Festung und jetzt beginnt ein Schauspiel, das vielleicht auf einen italienischen Maccaroni seinen Eindruck nicht verfehlt, auf uns aber lächerlich wirkt. Oben auf der Höhe blitzt es auf und dumpf tönt Kanonendonner herüber. Im selben Augenblick beleuchtet uns ein Scheinwerfer. Der Kapitän gibt langsame Fahrt. Drei englische Torpedoboote sausen heran, von denen eines scharf an uns vorbeiläuft und dabei einen blinden Schuss abfeuert. Ehe es ganz herankommt, umkreist es uns noch zweimal.

Der englische Offizier ruft herauf: „Have you germans on board?“, die Antwort des Kapitäns ist nicht zu verstehen. Schon wird ein Boot herabgelassen und unser Schicksal scheint besiegelt. Aber schon nach 10 Minuten geht das Boot wieder hoch, Lichtsignale werden gewechselt, die Schiffsschraube setzt sich in Bewegung, wir sind wieder glücklich durch.

Dem Umstande, dass unser Dampfer von einem französischen Hafen kam, nicht minder aber auch dem sehr energischen Auftreten des Kapitäns war es zu danken, dass die Engländer von einer Durchsuchung des Schiffes Abstand nahmen. Nebenbei bemerkt fiel es mir auf, dass jeder englische Matrose eine andere Uniform anhatte. Einer machte sehr geschickte Turnübungen an einem Torpedoplatzierrohr. Der Dampfer befindet sich nun im Mittelmeer. In Barcelona werden noch Passagiere aufgenommen. In der Nacht um 3 Uhr passieren wir Toulouse. Um 2 Uhr bin ich wieder auf. Mit gespann- ter Aufmerksamkeit verfolgen wir die Fahrt. Aber nichts geschieht. Man sieht nur das große Feuer beim Hafen. Es wird Morgen. Da tauchen wieder zwei französische Torpedoboote am Horizont auf. Der Kapitän hält aber nicht mehr an. Zehn Minuten verfolgt uns noch das Torpedoboot, um sich dann wieder zu entfernen. Mit Volldampf geht es auf Genua zu, das herrlich gelegen um 5 Uhr in Sicht kommt, und jetzt sind wir an Land. Heute Mailand, übermorgen Potsdam!

Das Wetter war auf der ganzen Fahrt immer schön bis auf einige schwere Gewitter auf hoher See. Die Witterung war so gut, dass ich bis auf die erste Nacht immer, d. h. im Ganzen 23 Mal, auf Deck im Lestuhl geschlafen habe. Dazu waren wir durch die Wanzen gezwungen, die uns zu Dutzenden überfielen.

Von einem Mitreisenden, dem deutschen Gesandtschafts-attaché, Herrn v. W., der sich in Barcelona an Bord meines Dampfers eingeschiff hat, war uns geraten worden, in Italien wegen der dort herrschenden deutschfeindlichen Stim- mung ohne Aufenthalt durchzufahren. Ich konnte mir es aber nicht versagen, meine Reise in Mailand zu unterbrechen und einen Tag der Besichtigung der dortigen Sehenswürdigkeiten zu widmen. Dabei habe ich mich dann von der in der Tat vorhandenen antideutschen Stimmung hinreichend überzeugen können. Sie trat mir u. a. in den zahlreichen Spottbildern entgegen, die man allenthalben in den Schaufenstern der Läden erblickt.

Wer beschreibt die Empfindungen, die mich bewegten, als ich endlich, allen Gefahren der siebenwöchigen Reise glücklich entronnen, wohlbehalten in Lindau den heimatlichen Boden wieder betrat, um von da in ununterbrochener Fahrt nach Hause zu eilen. Wer schildert die erhebenden Eindrücke, die mich auf dieser Fahrt allenthalben empfingen, die herrliche Einmütigkeit, die begeisterte, von kampfbereiter Entschlossenheit und siegesgewisser Zuversicht erfüllte Stimmung, die mir überall entgegentrat.

4. Januar 1915

Liebe Eltern! Dies ist also mein erster Gruß „aus dem Krieg“. Schreiben kann man nur schwierig in dem rumpelnden Zug und Ihr müsst daher die unleserliche Handschrift entschuldigen. Meine Abreise habt Ihr ja erlebt. Die Fahrt nach Berlin und die folgenden Städtchen und Dörfer gestaltete sich zu einer Art Triumphzug. Überall, wo wir durchfahren, lebhafteste Teilnahme des Publikums. Durch jeden Bahnhof geht es mit Hurra, Liedern und Winken. Die Stimmung der Mannschaften ist großartig. Unser Transport ist auf etwa 1500 Mann angewachsen. Alles Garde-Infanterie, Schützen und etwas Artillerie.

Das Mittagessen wurde in *Bentschen* eingenommen: Bohnen mit Fleisch. Ausgezeichnet! Leider haben wir keine Heizung mehr im Zug. Es ist elend kalt und die Reise geht nur sehr langsam vorwärts. Heute Nachmittag hat es stark geschneit. Der Abend ist nun schon wieder da und morgen früh werden wir uns in Russland befinden, wo wir, wie behauptet wird, bis *Pabianice* mit der Bahn fahren können. Mein Begleiter, Herr K. Offizierdiensttuer, ist ein angenehmer Mann. Bei meinem Transportführer, Herrn von Schuckmann, habe ich mich schon beliebt gemacht, indem ich dessen Bruder, der auch mitfährt, aus Versehen meinen Kaffee über den Rücken gegossen habe. Unangenehm, aber was hilft's? Zum Dank empfang ich eine gute Zigarre und die heutigen Zeitungen. Viele Grüße und ängstigt Euch nur nicht, wenn ich nicht jeden Tag schreibe. Grüße an Zitta, Wolfgang, Hanna, Lotte, Karoline und Mohrchen.

Euer Sohn Hans

5. Januar 1915

L.E.

Bisher nicht viel Neues. Unser Zug, der nun schon einer endlosen Schlange gleicht, verließ um 12 Uhr mittags *Biadki* und erreichte gegen 5 Uhr *Ostrowo*, wo gegessen wurde. Überall reges militärisches Treiben. Eine Menge der verschiedensten Uniformen, auch Österreicher, die uns (und wir sie) mit lautem Hurra empfangen. Das Essen war für uns im Speisesaal gedeckt. Die Mannschaften erhielten Erbsen in der Speisehalle. Dauernd kommen hier Militärzüge durch, ebenso Verwundeten-Transporte von Osten. Als es dunkel wurde, setzten wir unsere Schneckenreise fort. Ein guter Dauerläufer konnte ganz gut neben unserem Zug herlaufen. Es ist möglich, dass wir noch heute über die Grenze kommen.

Herr Oberleutnant von Schuckmann, dessen Bruder abgereist ist, sitzt jetzt auch bei uns beiden. Er hat guten Wein mit, aus dem ich mir jedoch mit sehr großer Anstrengung nichts machen kann. In unserem Abteil sieht es nun recht gemütlich aus, etwa wie in einem Militärgeschäft. Leider macht sich die Kälte in dem ungeheizten Wagen nachts sehr bemerkbar. Eben laufen wir in den Bahnhof des letzten Grenzstädtchens ein (*Skalminosyce*). Ich kaufe auf dem Bahnhof einige gut belegte Brote, die für uns drei als Abendbrot dienen. Auch Tee mit meinem neuen Kocher hergestellt, gibt's. Die Flamme genügt jedoch nicht einmal im Abteil. Draußen auf dem Felde ist also der Hartspiritus unbrauchbar, man müsste denn mindestens eine ganze Büchse verbrauchen. Jetzt geht's zur Grenze weiter. Nur in unserem Abteil darf das Gas weiter brennen.

Die Stimmung ist bereits sehr kriegerisch, den Leuten macht die Geschichte großen Spaß. Vorläufig sind wir aber noch 200 Kilometer von den Russen weg. Wir erreichen *Kalisch* mittags. Ich versuche vergeblich, die uns fehlenden 50 Gewehre zu erhalten.

Wie geht's Euch allen? Meine Adresse weiß ich noch nicht. Beste Grüße.

Euer Sohn Hans

Pabianice, 9. Januar 1915

L.E.

Seit gestern Mittag befinden wir uns in diesem elenden Nest, welches aber nach der Aussage Hiesiger zu den besseren Polenstädtchen gehören soll. Die Fahrt bis P. war immer schleichend langsam. Unterwegs trafen wir die Trümmer zweier Militärzüge, die ineinander gefahren waren. Das Wetter ist nasskalt und lässt eine angenehme Zukunft ahnen. Der Schmutz auf den Straßen namenlos. Einquartiert waren wir heute Nacht bei polnischen Juden, die uns gut bewirtet haben. Jetzt um 11 Uhr geht's zu Fuß weiter. Noch 90 Kilometer bis zur Front, die wir in 3 Tagen erreichen wollen. Viele herzliche Grüße.

Aus *Pabianice* marschieren wir 8 Uhr morgens ab. Einige zerstörte Häuser zeugten davon, dass hier Kämpfe stattgefunden hatten. Endlose Fuhrparkkolonnen kamen uns entgegen. Überall Militär und neugieriges Volk, das uns begaffte. Das Wetter war zum Marschieren nicht zu kalt und die Wege hätten noch schlechter sein können. Links sahen wir *Lodz* mit seinen vielen Schornsteinen und roten Ziegelhäusern liegen, und nun, je weiter wir vorwärts kamen, desto häufiger Schützengräben und verlassene Artilleriestellungen. Hier soll, wie erzählt wurde, der berühmte Durchbruch der Division Litzmann, die eingeschlossen war, stattgefunden haben.

Die Landschaft ähnelt der, durch die man mit der Bahn von Berlin nach Hamburg fährt, nur dass vielleicht weniger Wald da ist und die guten Wege und hübschen Dörfer und Städtchen gänzlich fehlen. Die Ortschaften hier sind nur rote Backsteinhaufen, die aber immer eine große Kirche oder mehrere besitzen. Die Bauernhäuser sind zum Teil ausgebrannte oder zusammengeschoffene Ruinen. Unser Marsch ging immer langsamer vor sich, da die Leute zu viel Gepäck mithatten und viele fußkrank wurden, besonders unter den Kriegsfreiwilligen, die sonst großen Mut und Begeisterung zeigen, an deren Dienstauffassung man sich jedoch erst gewöhnen muss. An den alten Leuten und diesen jungen Herrschaften könnte jemand Studien darüber machen, ob die zweijährige Dienstzeit notwendig ist oder nicht. Damit will ich den Achtwochensoldaten den Wert nicht absprechen, zumal ich selbst bisher noch nicht im Gefecht war und diese da noch nicht gesehen habe.

Rechts lagen zwei Offiziersgräber am Wege. Husarenmützen hingen an den Holzkreuzen. Weiterhin führte der Marsch noch öfters an Mannschaftsgrabstellen vorbei. Einige Hundert unserer Braven waren dort bestattet worden. Die Eindrücke, die wir so erhielten, waren nicht gerade aufmunternd, und wir wünschten alle, endlich nach vorn zu kommen. – Unsere Kompanie macht nun bei einer Kapelle halt. Offizierdiensttuer K. und zwei Mann werden vorausgesandt, um für die Nacht Quartier zu suchen. Unser heutiger Marsch war eigentlich nichts gewesen, wer aber mal diese Wege sehen könnte, der würde sich wundern. Die Chausseen sind entweder holprig, mit Steinen beworfen, worüber ein 10 cm dicker Schokoladenbrei liegt, oder der Untergrund ist weich und bei jedem Schritt hat man Angst, die Stiefel zu verlieren, die sich in dem saftigen Boden festsaugen. Unsere Leute sind daher sehr ermüdet.

Halblinks taucht ein Gutshof auf, den ich in Begleitung eines Mannes aufsuche. Die Bewohner betrachten uns misstrauisch und führen uns durch das Herrenhaus, das zum Gute gehört. Innen sind große Räume, die vollständig leer stehen, bis auf einen Flügel, der wohl nicht forttransportiert werden konnte. Auch Kachelöfen sind vorhanden. Nun wird das Vieh, die Hühner und der Kartoffelkeller besichtigt. Es fehlt an nichts. Ich gehe daher zur Landstraße zurück, erwarte die Kompanie und das Gehöft wird besetzt. Auch die Bagage kommt endlich nach. Auf dem Hof wird abgekocht. Ein malerisches Bild entwickelt sich. Köstlich sehen die vielen Feuer mit den Gruppen der herumhantierenden Gestalten aus. Herr von Schuckmann, K. und ich liegen in einem besonderen Zimmer, wo wir gemeinsam zu Abend essen und eine Zigarre rauchen, alles bei Kerzenlicht. Nebenan in einem großen Saal liegen die Mannschaften im Stroh verteilt, rauchen, singen Volkslieder und schreiben nach Hause. Von Schuckmann, Oberleutnant, ist sehr aufgeräumt, vielleicht, weil er eine dicke Backe hat, die ihm sehr schmerzt. Wir lassen die beiden großen Türflügel auf, um das Singen der Leute zu hören. Am Flügel sitzt ein Soldat, der begleitet. Die Stimmung ist ernst und doch in gewissem Sinne wieder heiter. Von Soldaten werden einige Solos vorgetragen. Unser Ofen spendet reichlich Wärme. Eine einzige Kerze breitet ihr mattes Licht über den ganzen Raum.

Morgen früh geht's weiter und es ist deshalb um 9 Uhr Ruhe. Wie weit wir kommen, wissen wir nicht, Herr von Schuckmann und K. schlafen schon. Ich lege mich daher auch und nächstens mehr. Übrigens befinden sich auf dem Gute auch Flüchtlinge aus *Kalisch*, darunter eine polnische Wahrsagerin, die nach dem Abendbrot bei uns war und allen wahr sagte. Danach kann ich Euch gleich die Mitteilung machen, dass ich den Feldzug nicht überleben werde, also Prosit Neujahr und nun gute Nacht.

Euer Sohn Hans, Neffe und Onkel

Ujazd (ca. 25 km südöstlich von Lodz, d. Red.),
den 12. Januar 1915

Liebe Eltern! Gestern früh verließen wir *Gut Gienzow*, welches bei *Wola Rakowa* südöstlich von Lodz liegt, und marschierten auf der Landstraße nach Osten weiter. Weil ich mir meine Beine die Tage vorher in den neuen Hammerstein'schen Stiefeln wundgelaufen habe, blieb ich bei der Bagage der Kompanie, die erst eine Stunde später vom Gut abrückte. Mein linker Fuß war schon wieder gut, während der rechte durch die Kunst eines Sanitätsunteroffiziers sich an der Verse entzündet hat. Da kein Offizier bei der Bagage war, konnte es nicht weiter auffallen, wenn ich evtl. ein Auto benutzte, deren es an der Etappenstraße viele gibt. Die Unmöglichkeit, zu Fuß weiterzukommen, sah ich bald ein und ein Auto der Feldpost brachte mich schnell weiter, so dass ich bald unsere Bagage und unsere Kompanie überholte.

Letztere hatte gerade in einer Kirche am Wege Rast gemacht, so dass es mir entgangen war, wo sie eigentlich geblieben war. Das scharfe Auge eines unserer Leute hatte mich jedoch vorbeirumpeln sehen und es dem K. (Offizierdiensttuer) mitgeteilt, der es natürlich Oberleutnant von Schuckmann ganz „harmlos“ meldete. Dies nur nebenbei, um zu zeigen, wie weit bei vielen die sog. Kameradschaft geht. An sich ist mir der Vorfall ganz egal. Ich weiß genau, dass mein Verhalten das einzig richtige war; lieber wäre es mir jedoch gewesen, wenn Oberleutnant von Schuckmann nichts von meiner Beingschichte erfahren hätte.

Unser Auto erreichte schnell die Bahn *Skierniowice-Pioterko*, wo ich ausstieg und meinen Fuß einem Arzt vorstellte, der mir einige Linderung verschaffte und verordnete, keinen Schritt mehr zu laufen. In einer Schenke an der Bahn trank ich eine Tasse heißen Tee und sah gerade, als ich gehen wollte, unsere Kompagnie vorbeimarschieren.

Nach einigem Warten hatte ich einen Munitionswagen gefunden, der mich mitnehmen wollte. Kaum saß ich hoch oben auf der Segelleinwand, als Oberleutnant von Schuckmann auf der Bildfläche erschien. Er war zurückgeblieben, um einen Arzt, seiner dicken schmerzhaften Backe wegen, aufzusuchen. Er war vollkommen einverstanden mit meinem Handeln und befahl mir bis *Ujazd* zu fahren, damit die Kompagnie Quartiere vorfände. Ich fuhr also ab und kam bei Dunkelwerden reichlich erfroren in *Ujazd* an (meine Erkältung von Potsdam bin ich schon wieder losgeworden).

Unterwegs immer wieder das gewohnte Bild. Kleine Dörfer, teilweise zerstört, Schützengräben mal rechts mal links, alle zehn bis zwanzig Minuten mit Wasser gefüllte Granatlöcher, ein halb zerstörter Kirchhof, dann und wann gefallene Pferde, die die weißen Zähne zeigen und mit der geöffneten Unterlippe den Eindruck eines leichten Lächelns hervorrufen (brrrr!), umgestürzte Telegraphenstangen, eine miserable Straße, bei der schon das Straßenbaukommando mit der Ausbesserung und der Bestattung der toten Gäule beschäftigt war.

Bei *Pabianice* habe ich übrigens beobachtet, wie die armen Leute die gefallenen Tiere wieder ausscharren und das Fleisch verteilen. Ja, die Bewohner des Landes, das ist ein Kapitel für sich, auf das ich jetzt nicht näher eingehe. Obgleich, was ich bis jetzt davon gesehen habe, weniger Behausungen zerstört worden sind, als ich angenommen hatte. Trotzdem gibt es hier ein furchtbares Elend teilweise. Viele der Leute, die meist Deutsch sprechen können, fürchten, dass die Russen wieder kommen könnten. Besonders haben die Juden Angst, deren es in Russland hier viele gibt, und die wegen guter Behandlung der Deutschen (durch die Polen angegeben) seiner Zeit aufs Roheste bestraft worden sind. Alles muss seine Grenzen haben.

Ein anderes Kapitel sind die Requisitionen. Man geht in ein x-beliebiges Haus und sagt: Das und das will ich haben (Stroh, Vieh, Holz etc.). Was kostet das? Antwort: z. B. 25 Mark. Ich sage darauf: Nein das ist zu teuer, Sie kriegen nur 15! Widerrede nützt nichts und ich bezahle bar oder schreibe eine Quittung aus. Ihr könnt Euch ausmalen, wie angenehm die Leutchen hier den Krieg empfinden. Selbstverständlich muss man einigermaßen die richtigen Preise kennen.

In *Ujazd* also zunächst zur Etappenkommandatur, wo ich zu meiner Überraschung Oberlt. von Schuckmann antreffe, der meinem Beispiel gefolgt war und mittels eines Autos vor mir den Ort erreicht hatte. Die Wohnungen werden uns zugewiesen. Hierbei hatte ich Gelegenheit, mal in so einen Etappenbetrieb hineinzusehen. Andauernd Ordonanzen, Telefon, Offiziere etc. Ein Durcheinander von Fragen, Beschwerden der Zivilbevölkerung über angebliche Übergriffe unserer Soldaten usw. Also ein unglaublicher Betrieb. Ich beneide diese Herren nicht, die dies täglich leisten müssen. *Ujazd* ist natürlich überfüllt von Militär. Wir erhalten eine sehr bescheidene Wohnung zugewiesen, wieder bei Juden. Die Lazarette sind fast leer. An der Front scheint Ruhe zu herrschen. Wagen mit Stacheldraht fallen einem auf, die wohl darauf hindeuten, dass unsere Truppen sich vorne einbauen werden. Nachrichten von Kämpfen etc. fehlen uns gänzlich. Bitte schickt mir deshalb Zeitungen, wenn Ihr meine Adresse wisst.

Ujazd selbst ist ein ärmliches Städtchen, die Häuser höchstens zweistöckig aus Backsteinen, Holz und mit Dachpappe gedeckt. Die Straßen entsetzlich schmierig. In der Nähe der Stadt befindet sich in einem schönen, aber verkommenen Park ein hübsches Backsteinschlösschen, was als Lazarett dient. Am anderen Morgen rückt unsre Kompagnie ab, und ich gehe ins Lazarett, um endlich mit meinem Bein in Ordnung zu kommen. Dasselbe tut Oberleut. von Schuckmann, dem im Munde die Backe aufgeschnitten wird. Wir gehen nun beide der Heilung entgegen.

Ob wir morgen 13.1. schon zur Front abgehen können, ist fraglich. Ich werde wenigstens erst übermorgen 14.1. um 15 Uhr weiter können.

Wann sind wir von Potsdam abgefahren? Am 4. montags morgens. Lange Reise bis hierher! Unsere beiden Burschen sind auch hier geblieben. Desgleichen ein Bagagewagen. Nachts liegen wir alle nebeneinander auf Stroh, womit der ganze Fußboden der kleinen Stube angefüllt ist. Mein Bursche heißt Mecker, ist 17 Jahre alt und war als Kriegsfreiwilliger eingetreten. Ich werde ihn aber wahrscheinlich nicht behalten.

Der Bursche von Oberleutnant von Schuckmann schnarcht nachts furchtbar. Als noch der Offizierdiensttuer K. mitschlief, wachte ich durch ein lautes Geschimpfe auf, was den Zweck haben sollte, dem Jungen das Schnarchen abzugewöhnen, damit wir nicht geweckt würden. Wir waren natürlich alle munter geworden, das Schnarchen konnte uns nun aber nicht mehr wecken, der Zweck war glänzend erreicht!

Nebenan braten unsere Leutchen einen geschossenen Hasen. Wie er schmecken wird, ist eine andere Sache. Oberleutnant von Schuckmann – kenne ihn von Potsdam her – ist übrigens ein famoser Mann, so wie eben ein preußischer Offizier ist. Er hat mir viel Interessantes erzählt. Auf einem besonderen Wisch ohne Namensnennung einiges davon. Ihr werdet dann schon wissen, von wem ich manches ... An der Front war er schon und besitzt das eiserne Kreuz.

Ein sehr unangenehmer Punkt ist in diesen Ortschaften die „Gewisse Ort“-Frage. Auf den Feldern, in den Wäldern und auf den Wiesen geht das ja alles, wenn es nicht sehr weht und schneit oder regnet. Aber hier in dem überfüllten Orte ist es einfach grässlich. Die Gelegenheiten sind schon an sich primitiv genug und jetzt nicht mehr zu benutzen. Man geht also auf die Suche, was mir bei meinem Fuß nicht angenehm ist. Sehr komisch wirkt es dann, wenn der Herr Stabsarzt an einem mit dienstlicher Miene vorbeigeht, einen etwas aufgeschreckten Eindruck macht und man um die Ecke des Hauses

10 an ihn gerichtete Feldpostbriefe findet, die er in der Eile verloren haben muss. Die Briefe sind nach dem Lazarett geschickt worden. Dies so nebenbei. Nun aber Schluss! Grüßt mir vielmals Adolf, Illi, Wolfgang, Hanna, Lotte und Moor. Wenn Ihr Tante Julie den Brief schicken wollt, tut es. Den vorhergehenden hab ich ihr selbst geschickt. Grüße auch an Zitta!

Herzliche Grüße Euer Sohn Hans

Meine Briefe werden immer nur so hingekritzelt, das Lesen überlasse ich Euch. Morgen, den 15.1. verlassen wir *Ujazd*. Der ganze Ort wird jetzt gereinigt auf Befehl der Kommandantur. Der Leutnant wirft seit heute Morgen Schützengräben vor dem Orte auf. Weshalb weiß niemand. Ein schlechtes Zeichen braucht es durchaus nicht zu sein! Vielleicht haben die alten Herren nichts zu tun.

Mlodochowo, den 28. Februar 1915

Liebe Eltern!

Nachdem die operierte Backe unseres Transportführers Oberleutnant von Schuckmann einigermaßen wieder abgeschwollen und auch mein Fuß ziemlich verheilt war, brachen wir am ... Januar etwa 4 Tage, nachdem der Transport bereits unter Führung des Offizierstellvertr. K. den Ort verlassen hatte, von *Ujazd* auf, um nun endlich zum Regiment zu kommen. Das Wetter war nasskalt und die Wege verschlammt, so dass unsere beiden aneinander gebundenen Bagagewagen nur mühsam vorwärts kommen konnten. Als weitere Begleitung hatten wir nur zwei Leute zurück behalten, St. den Pferdebur-schen, gedient bei den Elisabetern, und meinen Burschen M., ein 17-jähriges Bürschen von der Unteroffiziersschule aus Potsdam. Der Kutscher war ein Deutsch-Russe. Der Weg führte durch fast ebenes, oft sumpfiges Wiesengelände, dann wieder durch schöne Kieferwaldungen. Viele zerstörte Häuser sahen wir in den Dörfern, die wir passierten, und die nie fehlenden Schützengräben.

Bei *Tanaszow*, das wir rechts liegen ließen, erreichten wir die Eisenbahn. Schrecklich schlecht wurden von nun an die Wege. Unsere beiden recht schwächlichen Pferdchen waren bereits müde und als wir den Forst von *Spala* erreichten, ging es nur mit langen Ruhepausen vorwärts. Die Räder sanken bis zur Nube.

Zu guter Letzt brach die Deichsel des hinteren Wagens und unser Ziel, *Krolowa Wola* heute noch zu erreichen, war unmöglich geworden. *Spala* ist eine der schönsten Forste und eines der größten Jagdreviere des russischen Zaren. Das Jagdschloss *Spala* liegt an dem Wege, auf dem sich unsere Wagen hinschlepten.

Schnurgerade ging es immer vorwärts durch einen ganz alten, hochstämmigen Fichtenwald. Kein Laut war zu hören, nur das Knarren unserer Karren störte die Stille und die herrliche Waldluft erleichterte wesentlich das Marschieren. Ganz weit hinten, ganz klein hing über den Weg eine weiße Fahne mit dem roten Kreuz. Dort befand sich das Jagdschloss mit seinen Nebengebäuden, die jetzt als Lazarett eingerichtet waren. Die Nacht war bereits hereingebrochen, als wir die Gebäude erreicht hatten. Schuckmann, der vorausgeritten war, teilte uns mit, das wir die Nacht hier bleiben wollten. Im eigentlichen Jagdschloss des Zaren waren auch Lazarette eingerichtet worden, im Jagdhaus des Oberjägermeisters des Zaren, das viel prächtiger ausgestattet war, befand sich dagegen z. Z. der Stab eines Kavalleriekorps, dessen Führer, Sr. Excellenz Generalleutnant von Richthofen ist.

Oberleutnant von Schuckmann hatte dort ein Zimmer für die Nacht erhalten und mir (gütigst) überlassen, wo ich die anderen Herrschaften und mich unterbringen wollte. Die Gebäude waren von Truppen überfüllt: Kavallerie, Infanterie usw. Endlich hatte ich einen Platz für die beiden Burschen, den Kutscher und einen Stall, mit Hilfe eines freundlichen Wachtmeisters, gefunden. Nachdem ich Schuckmann hiervon in Kenntnis gesetzt hatte, machte auch ich mir ein Lager in der Schreibstube des Stabes zurecht. Froh schlafen zu können, legte ich mich nieder, als eine Ordonanz erschien, die mir mitteilte, S. Exc. wünschte, dass ich in 10 Minuten zum Abendbrot erschien. Im Galopp hieß es nun Händewaschen, Stiefel putzen, Nägelkratzen usw. Vom kommandierenden General eines Korps eingeladen zu werden, war mir neu und interessant. Ich ging hinüber. Es wurde bereits auf mich gewartet. Feine Leute kommen aber immer zu spät. General v. R. begrüßte mich sehr nett und stellte mich den anderen Herren des Stabes vor. Dann ging es zu Tisch.

Ich kann euch sagen, so den Krieg mitzumachen, wenn man einem solchen Stabe angehört, das lass ich mir gefallen. Das Zimmer, in dem wir assen, war einfach entzückend ausgestattet. Die Möbel in Nussbaum sehr geschmackvoll, die Wand modern grau mit prächtigen Jagdbildern, Geweihen etc. geschmückt. Ein großer Kamin, in dem dicke Scheite Holz brannten, strahlte seine angenehme Wärme mir in den Rücken. Dicke Teppiche und schwere Gardinen (ich glaube in blauer Farbe) behingen die Fenster, davor Pflanzen, die das Zimmer vorteilhaft füllten. Also richtig gemütlich. Vielleicht war mir der Rehbratengeruch in die Nase gestiegen oder mein Hunger hatte Schuld, jedenfalls bereute ich es nicht, mit dabei sein zu können.

Es waren im Ganzen etwa 10 Herren, die an einem länglichen Tische saßen, in der Mitte der General v. R., ich ihm fast gegenüber, ein Platz rechts. Übrigens habt ihr sicher das Bild des ganzen Stabes in der Illustrierten Zeitung von Potsdam oder sonst wo gesehen. Ich habe hier die Abbildung in die Hände bekommen.

Nach dem Essen ging es ins Rauchzimmer, das ebenfalls ganz reizend eingerichtet ist. Hier, wie auch im Esszimmer, ein schöner Christbaum, ferner ein großer Blütnerflügel. Guter Wein, Zigarren. Drei der Offiziere spielten recht hübsch Man-

doline, ein Reserve-Offizier M., der eine kleine, aber angenehme Stimme besaß, sang Lieder oder spielte auf dem Flügel sehr musikalisch einige gute Sachen. Ein anderer Herr verstand durch sein Schauspieltalent und leichtere Gesangsproduktionen den weiteren Abend sehr ulkig auszufüllen.

Was mich wirklich freute, war, dass obgleich ich noch dauernd Unteroffizier war, alle Herren furchtbar nett zu mir waren. Ich saß auf einem wunderbaren Ledersofa mit Hauptmann ? zusammen, der mich förmlich mit guten Sachen traktierte. Rittmeister Graf zu Dohna-Schlobitten, Generalstabsoffizier, bisheriger Adjutant des Kronprinzen bei den Danziger Leibhusaren, sorgte ebenfalls für mich. Am anderen Morgen brachte er mir persönlich Kakao und Kuchen an den Tisch, damit ich ja nicht hungrig abmarschieren sollte.

General v. R. interessierte sich sehr für meine Reise von Südamerika und schickte mich in das Nebenzimmer, wo Hauptmann Herr v. (Namen schreibe ich nicht), bis vor zwei Jahren Gesandter in Santiago, krank im Bett lag, dem ich ebenfalls von meiner Südamerikafahrt erzählen musste. Er kennt Onkel Adolf und ich soll ihm, wenn ich ihm schreiben sollte, beste Grüße bestellen. Dann verließ alles wieder die Krankenstube und bis 1 Uhr dauerte etwa noch nebenan die Unterhaltungen weiter.

Am folgenden Morgen brach unser kleiner Trupp auf. *Kolowa Wola* lag bereits hinter uns und die ersten Geschosse für mich in diesem Krieg schlugen an unser Ohr. Das waren also keine Platzpatronen mehr wie im Manöver. Nun hallte auch dumpf Kanonendonner herüber. Herr von Schuckmann drehte sich um und lachte ein wenig. Vielleicht hatte er die stille Hoffnung, meine Kriegsbegeisterung etwas schwinden zu sehen.

Begeistert im eigentlichen Sinne war ich überhaupt nie. Wer gedient hat und das Scharfschießen auf den Übungsplätzen mitgemacht hat, der weiß ganz genau, um was es sich handelt. Obwohl ich das Gefühl hatte, wie einer der zum Zahnarzt muss, antwortete ich absichtlich gelassen: „Herr Hauptmann freut sich wohl noch, dass wir endlich da sind.“ Ich wusste genau, ihm war es nicht weniger egal als mir. Da ich nicht Führer war, so hatte ich nicht mehr genauer auf die Karte gesehen. Im Laufe des Nachmittages waren wir plötzlich an einem Flusstal angekommen; es war *Piliza*. Unten an der Senkung lag ein kleiner Ort *Inowlodz* und jenseits sollten die Russen stehen.

Kehrt Marsch nach Norden, von der ungedeckten Höhe weg. Wir hatten einen Umweg von ungefähr 6 km gemacht, was bei den schlechten Wegeverhältnissen nicht angenehm war.

Vor Dunkelwerden erreichten wir unser Ziel *Rzeczyca*. Ein wahrer Schmutzbach ergoss sich durch die Straßen des Dorfes. Metertief, bis über die Nube sanken die Wagen ein. Nur auf einem Umweg konnten wir unser Häuschen erreichen, das auf der anderen Seite des Ortes lag. Das Regiment war aus den Schützengraben bei *Roschkowa Wola* noch nicht zurück und sollte morgen Abend eintreffen.

Das 2. G.R.R. hatte s. Z. den Ort besetzt. Morgen war der ... Januar, der Tag, an dem für mich der Ernst des Krieges beginnen sollte. Diese Nacht hatte ich noch Gelegenheit, mich noch einmal gründlich ausschlafen zu können.

Feldpostbrief am 21. Januar 1915 *Roschkowa Wola* bei *Rzeczyca*, 26 km nordöstlich von *Tomaszow*
Liebe Eltern!

Es ist sehr schwierig für mich, einen zusammenhängenden Bericht zu liefern, wenn mir nicht täglich die nötige Zeit bleibt, um die sich häufenden Eindrücke zu notieren. Ich selbst habe den dringenden Wunsch, alles schriftlich festzulegen, und versuche, die noch fehlenden Erlebnisse der letzten Tag nachzutragen. Aus dem Datum der Briefe und Karten geht ja immer der Zusammenhang meiner Berichte hervor. Meine Zeit ist so beschränkt, dass ein Berichtigen der äußeren Form dieser Zeilen nicht möglich ist. Ich bitte Euch daher, nicht jedem Menschen dieses Geschreibsel vorzusetzen.

18. Januar, *Rzeczyca*

Mein Quartier in der warmen Stube der 6. Kompagnie kann ich heute noch beibehalten. Das 1. G.R.R. kommt heute Abend aus den Schützengraben bei *Roschkowa Wola* hierher zurück. Das 2. G.R.R. rückt um 4 Uhr zu dessen Ablösung von unserem Dorf ab, welches bereits im Feuerbereich der schweren russischen Artillerie liegt, die uns jedoch, seit ich hier bin, nicht belästigt hat.

Eine Batterie unserer schweren Artillerie steht etwa 300 Meter vor dem Häuschen, in welchem ich liege, was von uns nicht gerade angenehm empfunden wird. Die Russen bestreuen die ganze Gegend, um unsere Artillerie zu erreichen, die, wenn sie ein Ziel gefunden, vernichtend feuern soll. Während der Nacht ist andauernd das dumpfe Rollen der feindlichen Geschütze zu hören, das für mich Neuling ein eigenartiges Schlummerlied bildet. Stellt man sich das dumpfe Grollen des Donners in einer schwülen Gewitternacht im Sommer vor, so erhält man ungefähr einen Begriff von der Musik, die hier durch die stille Nacht ertönt.

Am nächsten Morgen meldete ich mich beim Regimentsführer, Major M., ein kühler, doch freundlicher Mann; dann geht's zum Bataillonsführer, Hauptmann Graf Rantzau, der mir die Führung der ersten Kompagnie „anvertraut“.

Ebenso erhalte ich zwei Burschen, einen für meinen persönlichen Bedarf, den anderen fürs Pferd. Die Geschichte mit dem Pferd kann gut werden, aber Zeit zum Reiten lernen ist nicht mehr. Nach dem Essen besuchte ich Vetter Töpfer, der sehr

12 freundlich ist, dessen Name mir aber entfallen war, da ich seit meiner letzten Übung ihn nicht mehr gehört hatte. Tante Gertrud hat mit mir immer nur von „Ernst“ gesprochen. Ich erinnerte mich seiner natürlich vollkommen. Aber auf den Namen Töpfer konnte ich mich also nicht entsinnen. Als Kompagnieführer meldete ich mich auch bei den übrigen Herrschaften des Bataillons und trat auch bei Herrn von Schuckmann an, dessen Backe nun wieder geheilt ist. Er ist Führer der 2. Kompagnie und er ist sehr komisch, als ich ihm melde, dass ich die 1. Kompagnie der 1. G.R.R. hätte. Endlich fragt er mich auch nach meinen Vetter und dessen Namen. Nun war die Geschichte da! Töpfer hatte erzählt, dass sein Vater käme, und dieser kannte noch nicht mal den Namen des anderen. Schuckmann hat sich schief gelacht, hat mir aber versprochen nichts darüber verlauten zu lassen. Also alles mal wieder herrlich!

20. Januar

Zunächst Wohnungswechsel. Ich ziehe zu Töpfer, der Bataillonsadjutant ist und mit einem Oberarzt im Bataillonsgeschäftszimmer haust. Neben uns wohnt Graf Rantzau. Wir essen zusammen und der Krieg fegt jetzt alle Steifheiten des Friedenslebens schnell hinweg. Jeder ist froh, dass der Andere da ist.

Ehe wir heute nach *Roschkowa Wola* abmarschieren, sehe ich noch meinen Gaul und reite etwas aus. Es geht ganz vorzüglich. Um halb 6 steht das Regiment bereit. Ich hoch zu Ross. Innerlich muss ich über den Wechsel der Zeiten lachen, wenn ich an mein Einjähriges-Jahr denke. Der Major kommt, wir melden und los geht es. Mein Pferd geht erst ganz brav mit. Auf einmal aber macht es kehrt und ist nicht vom Stall wegzubringen. Das Regiment ist schon weit weg. Ein Soldat führt mir das Vieh ein Stück auf dem Weg entlang, dann läuft es allein weiter. Endlich bin ich auch wieder bei der Kompagnie.

Also nun zum ersten Mal an den Feind. Dass es jedoch damit nichts Besonderes wird, weiß man vorher nicht, aber die Stellung richtet sich immer nach den Ereignissen, die man sich in seiner Einbildung bevorstehend denkt. In der klaren Abenddämmerung geht es nach Osten vorwärts. Zur Rechten sieht man gefrorenes Sumpfgelände, dahinter fließt ein Fluss, der die Grenzscheide in dieser Gegend zwischen uns und den Russen bildet. Hin und wieder schwarze Nadelholzwäldchen. Es ist kalt und allmählich werden die Füße in den Steigbügeln zu Eiszapfen. Ein prachtvoller Sternenhimmel mit der hellen Mondsichel strahlt herab. Man kann trotz der nun hereinbrechenden Dunkelheit weithin sehen. Fast lautlos schiebt sich die graue Schlange des Regiments vorwärts. Niemand spricht. Licht und Rauchen streng verboten. Wir begegnen anderen kleinen Trupps von Soldaten, die ebenfalls lautlos daherkommen.

Roschkowa Wola wird erreicht, ein Polendörfchen, fast zusammengeschossen. Der scharfe Brandgeruch steigt einem schon von Weitem in die Nase, die Hälfte meiner Kompagnie bleibt in den noch stehengebliebenen Bauernhäuschen. Die anderen Leute besetzen vor dem Dorf durch die Ruinen schleichend einen hinter den anderen lautlos die Schützengräben.

Das 2. Garde-Regiment verlässt diese, um nach *Rzeczyca* abzurücken. Die Gewehre werden in die Schießscharten gelegt, die Patronen zurecht gepackt. Dann stellen die Leute das Gepäck in die Unterstände. Auch die beiden Herren mit den Handgranaten erhalten ihre Stellung. Drei Mann der halben Kompagnie müssen wachen, in gleichen Abschnitten auf unserem Grabenabschnitt verteilt. Die anderen können schlafen und essen in den Unterständen, welche ausgebaute Erdhöhlen sind, von außen nicht zu erkennen, schrappnellsicher, gegen Volltreffer und Granaten aber keinen Schutz gewährend. In manchen Unterständen sind auch kleine Öfchen. Bei der Ansammlung von mehreren Menschen entwickelt sich oft eine mollige Wärme. Eine herabhängende Zeltbahn bildet die Türe. Stehen kann man in den Behausungen nicht. Jedoch gewähren sie gegen die Witterung einigen Schutz.

Auf dem Wege, der unseren Graben kreuzt, schicke ich noch einen Lauschposten vor, der regelmäßig abgelöst wird. Auch Scheinwerfer der Pioniere sind da, ebenfalls Maschinengewehre. Ferner ist Artillerie vorhanden, sie steht auf der Westseite des Dorfes und donnert zuweilen einige Schuss (7,6 cm) zu den Russen hinüber, die sich nicht regen.

Endlich ist alles in Ordnung. Ich gehe ins Dorf zurück, wo der andere Teil meiner Kompagnie liegt. Eine Patrouille muss die ganze Nacht am Fluss wachen, um zu alarmieren, falls die Russen über das zugefrorene Wasser wollen. Am folgenden Morgen, den 21., kann ich mir alles bei Licht besehen. Der Schützengraben des Regiments geht vom Fluss, dem hügeligen Gelände angepasst, ziemlich nördlich, bis dort, wo die Stellung nach Westen zurück biegt, so dass wir auch Russen in der Flanke des Regiments haben. Ebenfalls bildet der Fluss in unserer Rechten gegen den Feind die Scheide nach Süden. Dieses weite Vordringen des 1. Garde-Regiments ist für uns sehr ehrenvoll, ist aber selbstverständlich vor meinem Erscheinen geschehen.

Ihr könnt Euch aber vorstellen, wie schwierig die Lage hier wird, wenn der Fluss fest zufriert. Hinter dem Graben liegt zunächst ein ausgebrannter Gutshof, mit einem durch Granatfeuer verwüsteten Park; dann folgt das Dorf, in dem meine halbe Kompagnie liegt, ferner die Stäbe des Regiments und der Bataillone.

In der Entfernung von 50-400 Meter liegt die russische Stellung vor uns. Zuweilen knallt ein Schuss herüber, sonst ist alles ruhig. Es ist noch Vormittag, ich gehe ins Dorf zurück und bespreche mich mit dem Zugführer der zurückgebliebenen Abteilung, als plötzlich russisches Schrappnellfeuer über das Dach niedergeht. Wenn man diesen Scherz zum ersten Male kennen lernt, so kann ich Euch versichern, dass das Gefühl, das man dabei hat, nichts weniger als angenehm ist. Die Dinger gehen als Salven zu 3-5 auf einmal in der Luft los, mit lautem Knall ihren Segen herabschüttend. Als der

Pflaumenbaum, neben dem ich mich befinde, dabei beschädigt wird, ziehe ich es doch vor, mich mutig in meine warme Bauernstube zu begeben.

Wenn kein Volltreffer kommt, oder nicht mit Granaten geschossen wird, ist die Sache für mich nun ganz harmlos. Direkt scheußlich unangenehm ist das unheimliche Sausen der Geschosse. Man fühlt die Wucht, mit welcher sie durch die Luft jagen. Um Mittag ist wieder Ruhe, abgesehen von dem fast ununterbrochenen bald näheren, bald fernerer Rollen und Murren feindlicher oder eigener Batterien.

Neben der gewöhnlichen Beschäftigung der Kompagniedienst. Man hat noch viel Sorgen und auch Ärger. Vom Oberkommando kommt heute Befehl, dass wir anderswo Verwendung finden sollen. Am 23. müssen wir von *Rzeczyca* abmarschieren. Wohin es geht, weiß niemand, sogar nicht einmal die Division. Für mich wird also die Sache hier nicht mehr gefährlich werden.

Nach einer Revision meines Grabens vorne und Ablösung der halben Kompagnie gehe ich zu Bett. Neben mir im Stroh liegen meine beiden Zugführer (Rheinländer), famose Leute. Um 12 geht es plötzlich draußen los, immer in unsere Holzhäuser tack-tack-tack. Es ist Gewehrfeuer. Man hört stets den Doppelschlag: erst den Schlag beim Eindringen ins Holz, dann weniger laut den Knall des Gewehres. Wir sitzen drin und horchen gespannt. Sind die Russen über den zugefrorenen Fluss gekommen? Das Schießen wird wieder stärker. Oder hat sich die Patrouille am Fluss überraschen lassen?

An der Tür draußen wird geklopft: eine Ordanz vom Bataillon, das zu wissen wünscht, was los ist. Ich antworte, dass ich die Sache sofort feststellen lassen wolle. Jetzt kommt draußen jemand gelaufen, ein Mann meiner Leute vom Fluss, der mir meldet, dass eine kleine Abteilung Russen versucht hat über den Fluss zu kommen. Als Gegenmaßregel geht ein Unteroffizier mit acht Mann zur Verstärkung der Patrouille ab. Verletzt ist niemand worden, obgleich die Russen wie verrückt, wohl aus Nervosität, feuerten.

Nachdem wir den Fall noch einige Zeit besprochen und dem Bataillon gemeldet haben, schlafen wir ungestört bis zum Morgen um 4 Uhr. Wir essen aus den Feldküchen. Ein Mann, an schwerer Lungenentzündung erkrankt, wird aufgeladen und fort geht es zurück nach *Roschkowa Wola*. Landsturm hat unsere Ablösung übernommen. Morgen früh, den 23., rücken wir von hier ab zur Bahn.

Wie gesagt, habe ich und werde ich diese Briefe nicht für Fremde schreiben. Es könnte vielleicht bei manchen Leuten merkwürdig aufgefasst werden, dass ich so viel Einzelheiten berichtet habe, besonders über Empfindungen, die man so zuerst im Felde erhält.

Aus den Zeitungen erfahrt Ihr ja genug Allgemeines vom Kriege. Persönliche Erfahrungen und Erlebnisse werden deshalb für Euch interessanter sein, weil ihr dann den Feldzug sozusagen etwas miterlebt. Ich kann aber gleich sagen, dass das, was das Regiment bisher durchgemacht hat, so unerhört ist, dass meine Erlebnisse dagegen gleich null sind. Es ist übrigens möglich, dass wenn viele Offiziere zurückkehren, ich die ganze Kompagnie nicht behalte.

Meine Adresse ist: S..., Offizier-Diensttuer, 1. Kompagnie, 1. Garde-Reserve-Regiment, 1. Garde-Reserve-Division, Ostarmee.

Ich hoffe, dass ihr alle recht wohl auf seid. Mir geht's sehr gut. Grüße an die Geschwister nach Hamburg. Herzliche Grüße Euer Sohn Hans.

Feldpostkarte, *Skierniewice*, den 24. Januar 1915

L.E.

Zunächst muss ich Euch mitteilen, dass ich aus wohl zu verstehenden Gründen Euch nicht über Bewegungen unseres Regiments berichten kann. Trotzdem ist es gut, falls ihr meine Briefe und Karten aus der Hand geben solltet, diese abzuschreiben, auch jede Ortsangabe bei Daten etc. wegzulassen, um mir Unannehmlichkeiten zu ersparen. Auf der Eisenbahn transportiert zu werden bei der unangenehmen Witterung ist ekelhaft. Der Anmarsch bis zur Bahn bei Tage geht, besonders wenn man zu Pferde ist. Hierbei das alte Bild. Begegnung von Truppen aller Gattungen, typisch sind auf den Straßen die langen Wagenreihen von Proviant-, Munitions- und Postwagenkolonnen. Durch den Frost der vergangenen Tage sind die Wege besser. Unser Marsch führt uns wieder an dem Jagdschloss des Zaren vorüber, wo mich Rittmeister Graf zu B. sehr freundlich (zufällig) begrüßt.

Nach stundenlangem Warten wird man in die Wagen verstaut. Unser Oberarzt und ich erhalten ein Abteil. Er ist ein ruhiger, sehr angenehmer Mann, der mir aus seiner aufreibenden Tätigkeit im Felde erzählt. Die Eindrücke, die so ein Mann erhält, sind vielleicht schlimmer als die der kämpfenden Truppen. Vor Kälte und Rumpeln auf den schlechten Geleisen ist ein Einschlafen nicht möglich. Der Zug geht so langsam, dass man leicht im Dauerlauf mitkäme. Abendbrot gibt es im Abteil nebenan. Graf Rantzau, sein Adjutant Töpfer, der Oberarzt aus Oldenburg und ich. Graf Rantzau schimpft auf alles, übrigens tut das hier jeder, um seinem Herzen Luft zu mache. Denn der Feldzug steht allen bis zum Halse. Zu machen ist aber nun mal nichts und jeder Einzelne weiß das.

Um halb 1 Uhr Ende der Fahrt. Bis 5 Uhr Dauerstehen auf dem dunklen ausgebrannten Bahnhof, ein Kochgeschirr mit Reissuppe zur Abwechslung. Endlich wird abgerückt und Quartier genommen, wieder bei Juden. Aus Furcht sind oben die Türen verschlossen. Wir versuchten gewaltsam zu öffnen. Endlich wird geöffnet. Die Russen hatten vorher die Nacht etwas geschossen.

14 *Skierniewice* ist ein größeres Landstädtchen. Kirchen, Plätze und einige stattliche Gebäude. Die Straßen sind schmutzig und holprig. Wir sind, vermute ich, der Armeehauptreserve zugeteilt und liegen stets in Alarmbereitschaft. Wohin es bald weitergeht, weiß kein Mensch. Jedoch ist es dem Regiment zu gönnen, wenn nach den kolossalen Strapazen, für die ich zu spät kam, einige Ruhe eintritt.

Als Kompagnieführer habe ich eine Wohnung für mich zu beanspruchen. Bei dem Schein einer Kerze schreibe ich diese Zeilen. Oft denke ich an Euch zuhause. Wie geht es Euch? Bitte schickt mir Zeitungen. Vielleicht die Rundschau. Um Euch ungefähr ein Bild zu geben, was das Regiment durchgemacht hat, genügt es, wenn Ihr wisst, dass von den 3000 Mann starken Regiment noch 600 hier sind, die seit dem 1. August im Felde stehen. Die Mannschaften sind trotzdem guten Mutes, einfach bewundernswert die zu sehen, wie die Räuber. Viele herzliche Grüße. Meine Adresse ist ...

Feldpostkarte vom 25. Januar 1915
mit Ansicht von *Skierniewice*.

Dies ist das Nest, das ich bereits in meinen Briefen erwähnte und wo unser Regiment noch einige Tage Ruhe haben wird. Bei Bier, Wurst und Sauerkraut, in einem wirklichen Lokal, schreibe ich diese Zeilen an einem Ort, den viele seit langem vermisst haben. Herzliche Grüße, Euer Sohn Hans, mitunterschieden von Ernst Töpfer.

Feldpostbrief, *Skierniewice*, den 26. Januar 1915

Liebe Eltern! Morgen ist Kaisers Geburtstag. Soweit wie möglich haben wir den Ort mit Tannengrün geschmückt, um den Festtag würdig zu begehen. Zusammen mit den Fahnen, von denen die Truppen so viel wie möglich erhalten haben, wird das Äußere dieses Polennestes ganz gut aussehen. Mit der Kompagnie bin ich heute zum Exerzieren ausgerückt, genau wie im Lustgarten. Es hat mir wirklich Spaß gemacht und ebenso, wie ich merke, den Leuten überhaupt. Wenn jemand aus Deutschland hierher vor die Stadt auf die freien Plätze käme, er hätte den Eindruck einer deutschen Garnisonsstadt. Dort üben Truppen, hier marschieren Spielleute ihre bekannte Weise flötend ganz wie im Frieden. Die fünftägige Ruhepause haben wir unserem Divisionskommandeur A. zu verdanken.

Heute Nacht sprengten unsere Pioniere alle Fabrikschornsteine, um den Russen alle Anhalte zum Zielen zu nehmen. Auch hier fehlt nicht das nächtliche Rollen und Knallen von der Kampffront. Deutlich kann man das Gewehrfeuer und die Maschinengewehre hören. Zuweilen fliegt auch mal ein russisches Artilleriegeschoss in die Stadt. Kein Mensch kümmert sich darum und ich daher auch nicht. Mut steckt bekanntlich an.

Die Einwohner hingegen haben schrecklich Angst. Jeden Abend, solange ich nur hier bin, steht und sitzt nebenan dicht gedrängt die ganze Familie des Hauses. Eltern und die Haufen Kinder, ganz kleine, ferner Bekannte und Verwandte wohl aus der Nachbarschaft.

Jetzt schießt unsere „Schwere“, sie genießt einen guten Ruf bei der Mannschaft. Das Urteil über unsere Feldartillerie ist verschieden. Von Offizieren ist mir dasselbe bestätigt worden. Die Geschosswirkung unserer schweren Artillerie, auch der Feldartillerie, soll rasend sein. Augenblicklich ziehen diese Todbringer (die Geschosse) ihre Bahn hinüber zu den Russen. Auch hier das ekelhafte, rollende, sausende Tönen in der Luft, bis man schließlich drüben das dumpfe Explodieren des Geschosses vernimmt.

Vor mir auf dem Tisch liegt ein Stoß von eingegangenen Briefen aus Deutschland von Leuten, die Aufschluss haben wollen über den Verbleib ihres Sohnes, Bruders etc. oder über die Begleitumstände, wie dieser oder jener gefallen, wo begraben etc. Ich bin neu hier und muss mich darum kümmern, dass diese armen Menschen vernünftigen Bescheid erhalten. Für den Schreiber ist es eine kolossale Arbeit und wenn wir erst wieder ins Feld kommen, ist eine genauere Bearbeitung der Briefe unmöglich. Herrn Sch., jetzt Offizier, sprach ich heute. Es geht ihm ganz gut. Morgen trinken wir Kaffee zusammen.

27.1. Kaisers Geburtstag. Die Regimenter feiern sämtlich. Der ganze Ort ist beflaggt worden, und besonders die Häuser, wo unser Regiment liegt, ist mit viel Tannengrün und großen Fahnen geschmückt. Um 8 Uhr rückt das Regiment zur Feier in den Park, in welchem das Zarenschloss liegt. Eine stimmungsvolle Feier beginnt. Mit Musik geht's dann in die Stadt zum Marktplatz zurück, wo das 1. Garde-Reserve-Regiment einen Parademarsch vollführt.

Die 1. Kompagnie führt seit heute Graf Finckenstein wieder, der aus Deutschland zurückgekehrt ist. Er wird nächstens ein Bataillon bekommen, so dass ich sie wohl bald wieder haben werde. Jetzt führe ich solange den 1. Zug. Zum Offizier bin ich auch schon lange angegeben und hätte die Achselstücke bereits heute bekommen müssen. Es gibt aber hier Leute, die schon im November eingegeben sind, deren Beförderung aber noch nicht bekannt geworden ist. Mir ist die Verzögerung eigentlich gleichgültig, wenn mit der Beförderung nicht manche Annehmlichkeiten verbunden wären. Es wird schon alles kommen.

Nach der Parade ist Ruhe. Nachts liege ich im Schlafsack auf dem Sofa. Aus den Kleidern bin ich seit Potsdam (also einen Monat) noch nicht herausgekommen. Jeden Abend streue ich mir einen Teelöffel voll Insektenpulver um den Hals, unter das Hemd und ich bin bisher von Ungeziefer nicht belästigt worden. Eine halbtote Laus fand ich mal im Ärmel.

Am 28., 29. ist morgens Exerzieren, mittags von 12-1 Uhr findet immer ein Konzert auf dem Markt statt.

Offizier vom Ortsdienst war ich auch einmal. Übrigens fand auch ein den Verhältnissen angepasstes Abendessen der Offiziere zur Feier des Geburtstages S.M. statt. Es verlief sehr nett. Ich traf dabei u. a. Leutnant v. Cr., der zu meiner Zeit Junker war. Er war riesig liebenswürdig. Vorgestellt wurde ich an diesem Abend als „der berühmteste Schütze vom 1. Garde-Regiment“. Ich musste lachen. Also erinnert man sich meiner noch. (Bitte nun nicht gleich weitererzählen!)

Heute, den 30., verlassen wir den Ort *Skierniewice*. Wohin es geht, darf ich nicht sagen. Wenn ihr aber Schlüsse ziehen wollt, werden sie wohl richtig sein. An den Feind kommen wir wohl am 1. Februar, und zwar geht es zu Fuß.

Brauchen kann ich sehr gut kondensierte Milch in Tuben, Lichter, Kakao, Insektenpulver, Zeitungen (Rundschau), Flanellbinden, d. h. solche Rollen zum Wickeln der Füße, wie ich sie bereits besitze. Ihr braucht mir das nicht auf einmal schicken, so nach und nach. Herzliche Grüße an alle, auch bitte an Illi und nach Hamburg. Bitte auch zwei Paar geschwärzte Offiziersachselstücke. Eben erfahre ich, dass wir bereits morgen ins Gefecht kommen.

Feldpostbrief an Illi, westlich der Bawka,
den 31. Januar 1915.

Liebe Illi! Endlich komme ich auch dazu, Dir einige Zeilen aus dem Felde zu senden. Dieser Brief schließt an den Bericht an, den die Eltern bereits erhalten haben. Zunächst also meine weiteren Erlebnisse. Ortsnamen etc. vermeide ich, um die Ankunft dieses Briefes nicht in Frage zu stellen. Wir haben also Kaisers Geburtstag gefeiert. Gestern war Abmarsch von ... Die Wege waren hart, weil Frost herrschte. Landschaftlich das alte Bild. Dörfer, holprige Wege (weil Frost herrschte). Wälder, ähnlich denen in der Mark usw.

Die Last meines Tornisters war mir recht fühlbar. Auf unserem Wege vereinigten sich nach und nach andere Truppenkörper mit uns. Die Dörfer alle voll mit Militär; Artillerie, Ulanen, Infanterie. Endlich erreichten wir ein langgestrecktes Nest, in welchem wir so gut, als es eben ging, unterkommen mussten.

In der Stube, wo ich lag, hatte außer mir Graf Finckenstein, unser Hauptmann, die Burschen, im Ganzen sieben Mann Quartier genommen. Am Morgen hatten wir Aussicht, ins Gefecht zu kommen; aus diesem Grunde legten wir uns bereits um 9 Uhr in dem kleinen, blaugetünchten Bauernstübchen zur Ruhe nieder. Zeitweilig tönte das Rollen der Geschütze von den Stellungen am Fluss ... herüber.

Wenn man sich eine weite schneebedeckte Ebene vorstellt, nur unterbrochen von kleinen Pappelgehölzen und Dörfchen, hin und wieder von einem Flusslauf durchzogen, so hat man ungefähr ein Bild von der Gegend, durch welche unsere Division heute Morgen marschierte. Auch weit vor uns fließt ein Fluss, der nur an den von Nord nach Süd sich hinziehenden Baumreihen zu erkennen ist. Über diesen Streifen von Bäumen blitzt es fast in jedem Augenblick auf. Weiter rechts, dann ganz links und wieder geradeaus Blitze, die wie kleine weißglühende Scheiben aussehen, und wenn sie verschwunden, eine ballenförmige graue Rauchwolke zurücklassen.

So geht es dauernd. Blitz folgt auf Blitz. Es sind die krepierenden Schrapnells unserer Geschütze, die heute Morgen den Russen Verderben bringen sollten. 94 deutsche Batterien feuern wie toll auf wenige Kilometer verteilt. Das Platzen der Granaten jedoch ist nicht zu sehen. Der Höllenlärm lässt aber vermuten, was da vorn los sein muss. Ein Donner jagt den anderen; ich muss offen gestehen, ein gewisses Mitleid beschleicht mich einen Augenblick, wenn ich an die Russen denke. Eine große Schlacht an der ... ist im Gange. Ganz ausgezeichnet ist das Gelände bei unseren Anmarsch zu überblicken. Flieger kommen und verschwinden. Ein Fesselballon steigt neben der Kirche im Dorfe rechts auf. Es ist ein deutscher, der fast in den Wolken verschwindet und als Beobachtungsstelle dient. Unsere Division ist eigentlich nicht für diesen Ort bestimmt, wurde aber vom General v. Makensen hier festgestellt, um heute das Resultat des sich vor uns abspielenden Riesenkampfes abzuwarten.

Was uns erwartet, wissen wir nicht, werden wir hier eingesetzt oder setzen wir unsern beginnenden Riesenmarsch fort? Hinter einem Dörfchen nördlich ... werden die Gewehre zusammengesetzt und Stunde um Stunde gewartet, ob Befehl kommt. Unterdessen wütet der Geschützkampf wie toll weiter, lässt aber plötzlich gegen Mittag nach. Merkwürdig wirkt nach diesem Lärm das nun prasselnde Gewehrfeuer, das bald stärker, bald schwächer herüber hallt.

In einem der Häuschen liegt auch der Divisionsstab einer vorne kämpfenden Reservedivision. Um mir mal einen Stiefel auszuziehen, betrete ich das Nebenzimmer des Stabes, wo nur zwei Unteroffiziere sitzen, die als Befehlsempfänger die Telefone bedienen. Ich bin bereits wieder fertig; eine „Rundschau“ vom 27. Januar hält mich noch zurück, die ich dann auch vollständig in der geheizten Stube durchlesen kann. Indessen kamen dauernd Befehle durch, endlich auch schon Nachrichten, wie es vorn steht. Ein Graben der Russen bereits genommen. Dann: „Artillerie beschießt Regiment Nr. ... in dem eroberten russischen Schützengraben“. Nach wenigen Minuten: „Graben zwei ist erstürmt“. Endlich, als ich das Zimmer verlasse: „Drei Gräben der Russen genommen. Die Verluste der Russen enorm“. Es muss also gut stehen. Niemand erfährt aber Näheres.

Wenn man so wie ich einem Ringen auf Tod und Leben beigewohnt, zwar in ziemlicher Sicherheit, so ist der Eindruck doch ein tiefgreifender, fast schauerlicher. Solange man nur die Artillerie hörte, hatte man das Gefühl: Das ist ja die unsere, die gegen den Feind schießt. Als aber dann die Infanterie zum Sturm ansetzte, da wussten alle: jetzt gehen wieder tausend brave Menschen hinein in den Tod für Deutschland.

Ich muss an Berlin denken, wo man sich jetzt amüsiert und kein Mensch sich Gedanken macht, ob hier Tausende leben

16 oder morgen vielleicht tot sind. Wir alle, die wir hinter der Linie standen, hatten nur das eine Gefühl, helfen zu dürfen, aber was konnte man machen? ... Überhaupt unsere Leute! Ich kenne ja nur die vom Regiment, es sind alles Prachtmenschen. Trotz der enormen Verluste sind sie guten Mutes, wenn auch jeder wünscht, bald wieder heim zu kommen. Hauptmann Graf Rantzau, Bataillonsführer, lässt uns rufen. Er erläutert die Lage, teilt uns mit, dass heute zum ersten Male die neue Artilleriemunition angewandt worden sei, Munition, die beim Krepieren giftige Gase entwickelt und ungeheuer wirksam ist.

Gegen Abend wird es recht kalt. Prachtvoll kommt der Vollmond im Osten herauf. Was für ein Gegensatz die friedliche Schneelandschaft mit dem sternklaren Nachthimmel und einige Kilometer vor uns ein weißes zerschossenes Feld, bedeckt mit unseren Leuten.

Endlich kommt Befehl: Wir marschieren zurück ins Dorf, wo wir die Nacht zugebracht hatten. Unser Weg führt uns in der hellen Mondnacht am Schlosse des Fürsten Radziwil (Kaiser Wilhelm I.) vorüber. Das Laufen ist auf den holprigen Feldwegen unangenehm und an das Tornisterschleppen muss man sich erst wieder gewöhnen. Die Schultern sind mir immer wie tot.

1. Februar. Die Kämpfe dauern noch ununterbrochen fort. Wir wieder wie gestern in Bereitschaft. Es ist etwas wärmer und schneit. Abends wieder Rückmarsch.

2. Februar. Heute soll sich unser Schicksal entscheiden, ob wir eingreifen oder verladen werden, wie es ursprünglich gedacht war. Sobald ich Gelegenheit habe, schicke ich mein Geld ab. Wenn Ihr mir was schickt: weniger Schokolade, lieber Kakao, 1 Tube Präservativkr. für die Füße, Butter oder Schmalz, Lichter, Zigarren No. 55, Zucker. Herzliche Grüße Dein Bruder Hans

Feldpostbrief vom 3. Februar 1915

Liebe Eltern! Die große Schlacht, die ich hier hinter der Front während der letzten Tage erlebte, ist nun in der Hauptsache vorüber. Wie weit wir dabei einen Erfolg erzielt haben, ist uns nicht bekannt gegeben worden. Einige tausend Russen, mehrere Geschütze und Maschinengewehre kamen hier vorbei. Nach dem viel weiter östlich hörbaren Kanonendonner schließen wir, dass unsere Truppen bedeutend vorangekommen sind.

Russische Gefangene sagen aus, dass das deutsche Artilleriefeuer entsetzlich gewesen sei. Sie hätten nicht mehr gewusst, wohin, und hätten den Eindruck eines Erdbebens mit Feuerausbruch aus dem Erdinneren gehabt. Was nun eigentlich geschieht, weiß niemand. Zug um Zug ist Militär, auf den Straßen, Kolonnen mit endlosen Wagenreihen. Wann wir dran kommen, ist deshalb nicht zu erraten.

Heute herrschte entschieden mildere Temperatur, westliche Winde. Aus Bonn erhielt ich gestern ein Paket mit herrlichem Kuchen, Bleistiften und anderen hübschen Sachen. Es ist wirklich sehr freundlich von Tante Zitta, zumal ich ihr gar nicht meine Adresse mitgeteilt hatte. Ich bitte euch, mir Briefmarken zu senden, die ich für Auslandsbriefe brauche. Das Porto für Briefe und Karten nach dem Ausland ist wohl wie früher? Ferner teilt mir bitte brieflich mit, wie meine bisherige Reise sich abwickelt, nur kurz die Ortsnamen, damit ich sehe, was fehlt. Meine Koffer stehen in Valparaiso bei Herrn Brandt im Hause von Günther Comp.

4. Februar. Nächstens hat jemand von Euch oder den näheren Verwandten Geburtstag. Bitte schreibt mir, wer und wann, damit mein Glückwunsch zur rechten Zeit abgehen kann. Mein Gefühl sagt mir, dass etwas los ist. Die Sachen wie Kakao, Butter u. andere Dinge brauche ich auch deswegen, um hier für unseren Tisch auch mal was spendieren zu können. Ich esse mit dem Grafen Finckenstein zusammen, der mir oft was Gutes zukommen lässt. Er erinnert mich an Herrn v. K. Für die Leute sorgt er einfach in rührender Weise und hat ein kolossales Pflichtgefühl, soweit ich ihn bisher kennen gelernt habe. Heute Abend war Übung und Instruktion im Umgehen mit Gewehrgranaten. Ich halte nicht viel davon. Herzliche Grüße. Euer Sohn Hans

Fortsetzung am 5. Februar 1915

L.E.

Gespannt bin ich, ob Briefe, die ich gesandt, verloren gegangen sind. Heute nichts Besonderes, während der Nacht wurde von vorn heftig gekämpft. Es herrscht strenge Kälte wieder und überall liegt noch Schnee. Man ist deshalb froh, in kleinen Stübchen bleiben zu können, so lange man das noch haben kann.

Nun ist also morgen Schluss hier; das war die *Rawka*, für uns recht harmlos. Vielleicht kann ich in den nächsten Tagen Dronkes Grab finden, wenn ich nur ungefähr die Stelle wüsste, wo er gefallen ist. Jedenfalls werde ich aufpassen.

Was mit uns geschieht, darf ich Euch nicht schreiben. Das brauche ich wohl auch nicht?! Heute Nachmittag war wieder Exercieren. Graf Finckenstein ist heute zum 3. Bataillon eingeladen.

Endlich kann man hier in der Stube mal etwas qualmen und ist ungestört. Ja man genießt wirklich Vorteile, um die andere einen beneiden. Es ist schön warm in der kleinen Bude, die uns als Behausung dient. In dem Herd brennt ein gemütliches Feuer und so beim Kerzenschein reichlich, jedoch einfach zu Abend zu essen und dann sich mit diesen famosen Leuten zu unterhalten, macht wirklich Spaß. Der Krieg von dieser Seite ist nicht schlimm, wenn man auch viel Unbequemlichkeiten mitzumachen hat.

Alles hat ein Ende und nun kommt noch wieder was Neues. Die Bewohner des Dorfes können einem leid tun. Sie werden einfach an die frische Luft gesetzt und sind im besten Falle auf die Güte unserer Leute angewiesen. Wir Deutschen können dankbar sein, dass wir den Krieg nicht im eigenen Lande haben. Es macht sich niemand eine Vorstellung! Liegt man hier Nachts warm auf dem Stroh und hört den Donner des Geschützkampfes und das Prasseln der Infanterie und Maschinengewehrfeuer, so freut man sich in seiner Gemeinheit doch so ein bisschen, dass man in der Kälte nicht vorne sein muss. Unsere Leute haben aber die Ruhe verdient; was kann ich dafür, dass ich gerade hier bin? Heute nacht scheint's mal ruhig zu bleiben. Nur die strahlenden Leuchtraketen kann man von Zeit zu Zeit am nächtlichen Himmel wahrnehmen, die auch den Eindruck von Wetterleuchten hervorrufen und auf den Zuschauer fast unheimlich wirken.

6. Februar

Unangenehme Kälte, die sich namentlich über Nacht empfindlich bemerkbar machte, da kein Feuer mehr brannte. Alle zwei Stunden wacht man auf, um sich den Mantel über den Kopf zu ziehen. Den Pelz konnte ich noch nicht verwenden, im Schützengraben wird er sich sicher bewähren, wenn ich ihn dann habe; denn die Bagage sieht man leider selten. Zum Abmarsch heute Nachmittag um 5 Uhr treffen wir jetzt Vorbereitungen, zunächst geht es (34 km) bis zu einer Station, wo wir verladen werden. Papas Zigarren schmecken sehr gut, halten sich aber wegen des Transportes schlecht. Wenn Du mir weitere schickst, bitte ich um die Nr. 55, desgleichen ist Butter, Lichter gut zu gebrauchen. Vielleicht kann ich nun endlich mein Geld loswerden.

Herzliche Grüße Euer Sohn Hans

6. Februar 1915

Liebe Eltern! Heute Nachmittag um 5 Uhr verlassen wir endgültig den Ort, wo wir mehrere Tage als Armeereserve den wütenden Angriffen unserer Truppen an der Rawka beigewohnt hatten und deren, wenn auch nur langsam, fortschreitende Erfolge, wie Ihr bereits aus den Zeitungen ersehen haben werdet.

Die Bahn zu erreichen war für uns leicht. Aus Gründen, die wir nicht kannten, war uns aber eine Station nordwestlich als Ziel angewiesen, die genau 38 km entfernt war. Ein schneidender Ostwind bei einigen Grad Kälte sorgte dafür, dass wir immer die nötige Abkühlung erhielten. Bald wurde es dunkel. Ein größerer Ort lag bereits hinter uns und nun ging es weiter auf einer holprigen, von Eis geglätteten Straße.

Ich werde mir Mühe geben mich von Übertreibungen fernzuhalten; das kann ich jedoch versichern, für einen zweiten solchen Nachtmarsch danke ich. Hier fiel einer hin, dort einer, Pferde stürzten. Hauptmann von Schuckmann (am 27. Hauptmann geworden) kugelte samt seinem Gaul auf der schiefen Straße hin. Es war scheußlich. Mein Gepäck drückte mir die Schultern zusammen und die Beine taten weh, durch das infame Rutschen. Den anderen ging es nicht besser, vielen schlechter. Die armen Teufels, die Landsturmlaute bis zu 46 Jahren, und die Freiwilligen, darunter 17-jährige Jungs! Zuletzt war ich über jeden Meter, möchte ich sagen, froh, den ich hinter mir hatte.

Bei einem Gehöft an der Straße erwarteten uns die schon früher abgerückten Feldküchen. Bohnensuppe mit Speck. Kein Mensch kann ahnen, wie solche Kost schmeckt, wenn man Hunger hat. Die warme Suppe und hernach Tee wurde mit vor Kälte zitternden Händen eingenommen. Freundliche Landsturmlaute, die nebst einem Kavalleriestab das Gehöft besetzt hatten, teilten an jeden Mann eine Zigarre aus, die dankbar angenommen wurde. Zimmer des Stabes sind auf, wo uns ein Schluck Wein nebst ein Stück Pfefferkuchen angeboten wurde. Es ging einem dabei wie einem Kinde, das so gern noch was haben möchte.

Ich habe überhaupt manchmal gedacht: Du hast Dir da was Nettos eingebrockt, ob Du nun dabei bist oder nicht, das macht schließlich für den Sieg nichts aus. Man ist eben Stimmungen unterworfen, die sich, glaube ich, bei allen mehr oder weniger zeigen ...

Um 3 Uhr morgens erreichten wir endlich den Ort P. ... und damit auch die Bahnstation. Ein Bauernhaus war für meinen Zug als Wartestelle bestimmt. Zwei Stübchen für 40 Mann. Die Insassen, Frauen und Kinder, lagen zu Bett, als wir eintraten. Jeder legte sich totmüde enggedrängt neben den anderen auf den Fußboden; unser Hauptmann, dem übel geworden war, auf einen sofaartigen Gegenstand. Mehrere andere waren ebenfalls zusammengeklappt. Um 8 Uhr wurde verladen.

Graf Finckenstein und ich hatten ein besonderes Abteil, eiskalt, Heizung gibt's bei den Transportzügen nicht. So dampften wir langsam wieder gen Deutschland und lernten ein neues Stück Polen kennen, was mir gar nicht übel gefiel. Hügel-land im Allgemeinen, kleine Bäche, die sich durch die flachen Täler schlängelten, schöner Tannen- und Laubwald. Alles von der weißen Decke des Schnees überzogen. An den Abteifenstern unseres Wagens bildeten sich dicke Eisblumen, die der Frost wachsen ließ und bei der herrlichen Winterlandschaft und der Fahrtrichtung nach Deutschland beschlich einen ein Gefühl, wie man es um Weihnachten herum besitzt.

Auf einer größeren Station gab es dünne Reissuppe und Schwarzbrot. Dann ging es über die Grenze nach Deutschland hinein. Der Gedanke an die Heimat belebte sichtlich unsere Leute. Rechts und links der Bahn bemerkten wir weite Strecken gefällten Waldes, dann Verhaue, Hindernisse und ausgehobene Stellungen. Unser Zug befand sich im Bereich der deutschen Festung. Von den eigentlichen Festungswerken war nichts zu sehen. Hügel, die aus der Ebene herausragten,

18 konnte man für Forts halten, vielleicht waren sie es aber auch gerade nicht. Überall von Landsturm gestellte Posten, die den Sicherheitsdienst versahen. Hier hatte man wieder das beruhigende Gefühl, es ist alles bei uns bereit. Mit Leutnant T. stand ich im Seitengang eines belgischen Wagens und rauchte eine Zigarre. Neben mir übte unterdessen Graf Rantzau Laufschrift auf der Stelle, um sich die kalt gewordenen Beine zu erwärmen. Zwischen ihm und dem Grafen Finckenstein spielte sich eines jener Zwiegespräche ab, das immer die heiterste Stimmung hervorruft. Es ist jedes mal zum Schießen, wenn sich die beiden Grafen treffen. Beide besitzen eine rasende Komik, widersprechen sich immer, scheinen sich dabei ausgezeichnet zu verstehen und sind, soweit ich es beurteilen kann, ausgezeichnete Offiziere.

Langsam lief endlich der Zug in den Bahnhof der Stadt ... ein, welche, wie schon gesagt, deutsche Festung ist. Den kurzen Augenblick des Aufenthaltes benutze ich, um meine Post loszuwerden. Ich sauste zum Postschalter, der offen war, und bat höflich den Beamten mir zu sagen, wo die Feldpost angenommen würde. Antwort: „Ich habe keine Zeit, sie müssen warten!“. Ich sagte darauf: „Wir kommen von Russland und fahren sofort weiter, bitte wollen sie so freundlich sein und die Briefe weiter befördern.“ Antwort: „Ist ganz egal, warten sie gefälligst!“ Ein Knall und das Fenster ist zu. Jetzt war mir wieder klar, dass wir uns nicht mehr in Russland befanden.

Graf Finckenstein, der mir auch Briefe mitgegeben hatte, meinte, ich hätte den Kerl anbrüllen sollen, denn nur die ärgste Grobheit imponiere solchen Typen. Weiter ging die Fahrt, beim Verlassen der Stadt überquerten wir die Weichsel, welche große Schollen Eis führte. Um 5 Uhr nachmittags aussteigen. Mit Gesang zog unser Bataillon durch die Stadt Strasburg. Unter anderem wurde auch das Lied Oh Du wunderschöne Stadt gesungen, ein Lied, das genau auf den Namen des Ortes passte, den wir schon wieder unter großer Anteilnahme der Bevölkerung verließen. Vermutet hatten wir alle nach Ostpreußen zu kommen, nun geschah es mal wieder anders, als man dachte. Immer weiter nach Süden ging es. Nach 2,5 Stunden war die russische Grenze wieder erreicht.

Ein Schlagbaum in einem kleinen Nest zeigte, wo Polen begann, auch schon ohne dieses äußere Zeichen wäre es einem sofort aufgefallen, dass man sich in einem anderen Land befand. Man merkte es an den Beinen. Die russische Landstraße begann. Der Schnee, der ziemlich hoch lag, verdeckte alle Löcher. Einmal trat man unvermutet in einen Abgrund, dann kam plötzlich ein Absatz, wo der Weg einen halben Meter tiefer anfang. Mit Wagen sind diese Straßen kaum zu befahren. Bei Frost geht es noch einigermaßen. Im Ostwind, der uns von der Seite die Schneeflocken während des nächtlichen Marsches ins Gesicht trieb, ein wahrer Genuss, der endlich 3 km hinter der Grenze aufhörte. Im Dorfe ... wurde übernachtet. Nachdem ich meinen Zug untergebracht hatte, glückte es mir, auf Stroh zu kommen. Ein Kachelofen, der so geheizt wurde, dass er der Länge nach barst, wärmte uns in der zuerst eiskalten Stube etwas auf. Am nächsten Tag Weitermarsch (den 8. Febr.) mehr südöstlich.

Wieder 19 km bis Z ..., einem kleinen Dörfchen, das uns bis zum anderen Morgen Unterkunft gewähren sollte. Es kam aber anders. Wir hatten uns kaum einquartiert, als alarmiert wurde. Sofortiger Weitermarsch war befohlen. Jetzt hatten wir bereits eine Sicherung vor dem Bataillon. Am späten Nachmittag erreichten wir ein kleines, von weiten Sümpfen umgebenes Dörfchen, wo wir Unterkunft fanden. Das Gelände war zur Verteidigung wie geschaffen. Nur schmale Stege führten zwischen langgestreckten Moränen dahin. Graf Finckenstein und ich hatten ein nettes Bauernstübchen, das Deutsche bewohnten. Die Frau des Hauses begrüßte uns und teilte uns mit, wie froh ihre Landsleute wären, dass wir gekommen seien, denn die Russen trieben alle Deutschen, die sie fänden, hinweg. Am anderen Morgen wurden Gräben zur Verteidigung ausgehoben. Eine Arbeit, die wir uns hätten sparen können, wenn wir gewusst hätten, dass am nächsten Tag (10. Februar) in der Frühe der weitere Vormarsch angetreten werden würde.

Herzliche Grüße Euer Sohn Hans.

Feldpostbrief vom 10. Februar 1915

Liebe Eltern! Kurz vor dem ersten Gefecht schreibe ich diese Zeilen und möchte euch allen, noch vorher, herzliche Grüße senden. Wir greifen jetzt die von den Russen (8 km nördlich von *Sierpc*) besetzte Höhe an. Hoffentlich kriegen die Kerls ordentlich Hau! Rechts von uns hat das 2. G.R.R. bereits angegriffen. Der Befehl für uns kann jeden Augenblick eintreffen. Unser Bataillon steht hinter einem Waldrand bereit. Die Artillerie ist schon fest an der Arbeit. Wie wird es heute Abend aussehen? Das Wetter ist frostig, aber zum ersten Mal blauer Himmel. Mit herzlichen Grüßen Euer Sohn Hans

Sierpc, 12. Februar 1915

Liebe Eltern! Wann Ihr meinen Brief über die letzten Tage vor dem 10. Februar erhalten werdet, weiß ich nicht. Mir fehlt bisher die Zeit, einen Bericht über den Gang der Ereignisse dieser Tage abzufassen.

10. Februar: Um 6 Uhr wecken. 6 Uhr 15 schon musste das Regiment bereitstehen. Unsere Division hatte Befehl zum Angriff auf die acht km nordwestlich von *Sierpc* liegenden russischen Stellungen.

Für mich sollte es der erste wirkliche Gefechtstag werden. Nach zweieinhalbstündigem Marsch in herrlichem, sonnigem Frostwetter hielt unser Bataillon an einem Waldrand, in welchem der uns sehnlichst erwartende Landsturm Vorposten bezogen hatte. Eine Tasse Tee in der Erdwohnung des befehligen Offiziers, wohin mich Graf Finckenstein aufgefordert hatte zu kommen, wärmte mich etwas durch. Ich schrieb dann noch schnell einen Gruß an euch und hörte dann einer interessanten Erzählung über die Lage und Ereignisse der letzten Tage zu.

Dann Weitermarsch. Unsere Kompanie als Sicherung vor. Ein Häuschen, bis zu dem ich gehen sollte, war erreicht. Eine Kosakenbatterie hatte uns wohl gesichtet und sandte ihre eisernen Grüße herüber. Wunderbare Sache. Es ging aber alles gut. Einige tote Reiter an unserer Seite leiteten das weitere Bild ein. Ein dröhnendes Artillerie-Duell war bereits im Gange. War schon recht starkes Infanteriefeuer.

Bis nachmittags 4 Uhr rückte die Kompanie vor, ohne zum Schuss gekommen zu sein. Wir mussten nun über freies Feld. Graf Finckenstein und ich vor der Kompanie. Kaum 10 m vor uns platzte plötzlich ein Schrapnell, dessen Rauchwolke uns entgegenwehte. Merkwürdigerweise waren wir beide nicht getroffen. Als ich mich im selben Augenblick umwandte, lag ein Mann am Kopf blutend mit dem Gesicht auf dem Boden. Gleich darauf wieder ein Krach und wieder ein anderer. So schnell als möglich ging es nun zugewise vorwärts, einer unserer Leute musste jedoch noch daran glauben, bevor wir hinter einer schützenden Mauer bei einer Schule in Deckung kamen.

Zur Linken lag ein kleines Dorf, das bereits von der 2. Kompanie (Hauptmann von Schuckmann) angegriffen wurde. Deutlich sahen wir das Einschlagen der russischen Granaten und dann flammte dort ein Haus und hier ein anderes auf. Flüchtende Einwohner und Vieh rasten so toll aus den Ställen. Da kam wieder Befehl: „Eigene Artillerie wird von feindlicher Infanterie gestürmt. 1. Zug vorgehen“ (mein Zug). Also nun ging es los, zuerst um die Kirchhofsmauer herum, dann genau östlich. Ein Geschütz konnte bereits nicht mehr fortgebracht werden, da die Pferde tot waren. Gewehrfeuer schallte uns entgegen. In einem angefrorenen Wasserlauf ging ich in Stellung. Einige hundert Meter vor uns ein Dorf, aus welchem Russen im Begriff waren, vorzugehen, und als sie uns kommen sahen, wie unsinnig feuerten. Sofort wurde auch von meinem Zug das Feuer aufgenommen. Visir 400.

Schon nach 10 Minuten ließ das feindliche Feuer fast gänzlich nach. Nur von den Seiten pfiff es andauernd weiter. Ein vereinzelt stehendes Haus konnten die Russen nicht räumen. Ein Mann von meinem Zug läuft zur Artillerie zurück und meldet es. Da kam auch bereits die erste Granate, ein Volltreffer. Nun wurde es im Gehört lebendig. Zurückjagende Russen, in die wir hineinpfiffen. Schlag auf Schlag fliegen Granaten über unsere Köpfe weg ins Dorf. Es wird Nacht. Sieben Häuser stehen gegenüber in Brand, ein schauerliches Bild und ein trauriges, wenn man an die arme Bevölkerung denkt. Eine feurige Lohe sprühte zum Himmel und in breiten Streifen zog der Rauch, scheinbar glühend vom Nordostwind getragen, über den vom Feuerschein geröteten Nachthimmel hin. Der Aufenthalt in dem Graben war nach und nach immer weniger angenehm geworden. Das Eis war fast durchweg eingebrochen und das darunterstehende Wasser drang uns in die Kleidung. Ich schickte einige Leute zurück, um Stroh zu holen, mit dem wir den Graben, in dem wir lagen, auspolsterten. Endlich um 11 Uhr nachts konnte ich zur Kompanie zurück. Zwei Doppelposten hielten im Graben Wache, der ausschließlich von den Gardeschützen besetzt wurde. Nach einstündigem Marsch gelangten wir zu einem Haus, das bereits überfüllt war, und zu einer Windmühle. Um 1 Uhr gab es das erste Essen an diesem Tage. Todmüde legte ich mich mit vielen anderen in der Mühle nieder. An Schlaf war wegen der Kälte wenig zu denken. Eine Wolldecke und ein Militärmantel boten einigen Schutz. Am nächsten Morgen 6 Uhr war unsere Nachtruhe zu Ende. Was macht Adolf?
Herzliche Grüße Euer Sohn Hans

Sierpc, den 12. Februar 1915

Liebe Eltern! Der Morgen des 11. Februars war angebrochen, ein Tag, den ich in meinem Leben nicht vergessen werde. Rasch einen Schluck Kaffee aus der Feldküche und vorwärts ging es wieder, um, wie der Befehl der Division lautete, *Sierpc* in unseren Besitz zu bringen. Unser Regiment stand wieder in vorderster Linie.

Der Weg ging zunächst über freies Gelände. Dass der Feind vor uns sein musste, merkten wir an einzelnen Gewehrkugeln, die uns entgegenzischten. Graf Finckenstein ließ ausschwärmen, mein Zug lag am weitesten rechts. Ein schmaler Waldstreifen sollte durchschritten werden. Waren wir vor demselben, so mussten uns die Russen sehen. Und so war es auch. Eine Salve empfing uns und wie wild pfiff es durch die Luft. Ein Glück war und ist es, dass die Russen sehr schlecht zielen oder meist überhaupt nicht. Sie befinden sich meist ganz in Deckung und drücken aufs Geratewohl ab. Trotzdem haben sie vielfach Erfolg durch die Massenhaftigkeit ihres Feuers.

Vergessen habe ich das beiderseitige Stärkeverhältnis anzugeben. Unserer Division und einer Kavallerie-Division stehen ein russisches Korps und vier Kavallerie-Divisionen gegenüber, was uns offiziell bei Bekanntgabe der Lage mitgeteilt wurde.

Sierpc musste trotz dieser vielfachen Überlegenheit des Feindes genommen werden, obwohl die Flieger festgestellt hatten, dass die Russen vor der Stadt sich in Gräben in Abständen von ca. 1 km dreifach hintereinander verschanzt hatten. Auf die erste dieser Stellungen waren wir nun gestoßen. An ein weiteres Vorgehen war vorläufig nicht zu denken. Die feindliche Stellung lag jenseits eines Flusslaufs, dicht an der steilen Böschung des etwa 300 Meter breiten, teilweise überschwemmten und zugefrorenen Tales. Am diesseitigen Rand war eine Ziegelei und ein Acker von 400 Metern erstreckte sich von da bis zu unserer Stellung. Eingraben konnten wir uns des starken Frostes wegen nicht. Es musste eben abgewartet werden, bis unsere Truppen rechts von uns auch eingegriffen hatten. Schon hatten wir wieder etliche Verwundete. Graf Finckenstein erhielt einen Schuss durch die elektrische Lampe und seine Uhr, die in tausend Stücke zerschmettert wurden, und trug eine leichte Quetschung am Bein davon. Er ließ mir mitteilen, wenn ich es für möglich hielte, mit meinem Zug vorzugehen und auf das jenseitige Ufer zu kommen, so sollte ich es versuchen.

Als das Feuer drüben nachgelassen hatte, befahl ich einzeln bis zur Ziegelei hinüber zu rennen. Ich mit meinen Schützen

20 fing damit an. Noch nicht die Hälfte war zurückgelegt, als es wieder zu pfeifen begann, und zwar waren wir drei das Ziel. Lang hingestreckt lag einer nach dem anderen, den Kopf am Boden, auf dem Acker und über uns ging es dauernd – piu piu.

Ich hatte eine Todesangst, dass einer meiner Leute durch mich ums Leben kommen würde. Aber es ging gut. Nach einer beklemmenden Viertelstunde sprangen wir plötzlich auf und jagten bis zur Ziegelei. Eine Stunde weiter und mein Zug war bei mir in Sicherheit, wenn nicht etwa Artillerie uns noch aufscheuchte. Wir erwiderten nun das feindliche Feuer in der jetzt gewonnenen Stellung und bald zeigte sich schon an manchen Stellen Erfolg. Die noch im Walde zurückgebliebenen beiden Züge unterstützten uns. Fliehende Russen hier und dort. Jetzt konnten wir in einer Flusskrümmung gedeckt vorwärtskommen. Hinab ging es. Doch wir waren bemerkt worden. Indessen hielten die Herren Russen es für das ratsamste, auszureißen. Wir wollten nun über die Eisfläche, der Fluss war aber offen und ein Steg fehlte.

Wenn die Russen gewollt hätten, so wäre jetzt keiner von uns zurückgekommen, aber sie wollten (jetzt) nicht und gingen wieder zurück, bis eine Patrouille einen Steg gebaut hatte. Unterdessen war die ganze Kompagnie wieder zusammen. Endlich ging es über den Fluss, dann die Böschung hinauf und hinein in den Graben, der aber völlig leer war, nur einige Gefangene fielen uns noch in die Hände. Am Mittag wurde er besetzt, die erste leichte Stellung der Russen war in Besitz. Wir warteten nun längere Zeit, bis von höherer Stelle der Angriff auf die zweite feindliche Stellung befohlen wurde. Zuerst wieder Wald, dann eine 2 km breite, wie ein Tisch flache Ebene, an deren Ende der Feind vor der Stadt seine Stellung aufgehoben hatte. Der Wald war kaum passiert, als die Kerls wieder losknallten. Von Artillerie wurde mein Zug den ganzen Tag nicht belästigt. Rechts und links ungeheure Schützenlinien von uns, alle im Vormarsch begriffen.

Als es dunkel geworden, waren wir etwa 100 Meter herangekommen. Selbstverständlich hatten wir bereits Verluste.

Wieder ging es vor. Ich hatte Anschluss nach rechts an die 3. Kompagnie. Auf unserer Seite wurde kaum geschossen, auch drüben ließ das Feuer mehr und mehr nach. Ungefähr 500 Meter vor den russischen Gräben wurde Halt gemacht. Es war halb 2 Uhr, als der Sturm befohlen wurde. Bis dahin hatten wir regungslos, den Kopf an der Erde, gelegen. Allmählich fühlte man ein direktes Erstarren bei dem stundenlangen Liegen auf dem eisigen Boden, ein fürchterlicher Zustand. Beine und Hände fühlte man nicht mehr. Über uns hinweg zogen die Granaten und Schrapnells von uns und den Russen pfeifend und saugend ihre Bahn. Dann blitzte es hüben und drüben auf. Mit lautem Krach platzten die Granaten, ihr in der Dunkelheit besonders gut sichtbares, unheimlich leuchtendes Feuer nach allen Seiten hinschleudernd. Wieder leuchteten Feuersbrünste hier und dort auf. Jetzt platzten wieder feindliche Schrapnells über den unseren, die armen Kerls!

Der entsetzliche Eindruck war es für mich, wenn unsere Leute getroffen wurden. Leider hatten wir eine Anzahl Toter und Verwundeter. Namenlos traurig ist es, wenn so einer unsrer prächtigen Leute dahingeht. Eben noch vergnügt, das Gewehr schussbereit in der Hand. Man sieht nichts und hört nichts, wie zum Schlafen legt er den Kopf zur Seite. Dieses lautlose Ausscheiden von Leuten, die einem in der kurzen Zeit des Zusammenseins schon recht nahe standen, mit ansehen zu müssen, ist kaum zu ertragen. Ich hätte alles wegwerfen mögen, um vorzurrennen und zu bitten, mit der Verrücktheit aufzuhören. Schreiende Leute sind einem viel gleichgültiger. Die Männer, die die Verantwortung für diesen Krieg zu tragen haben, müssten mal bei so einem Angriff in der Schützenlinie mit dabei sein. Dann würde ihnen vielleicht davor grauen, was sie angerichtet haben.

Endlich kam der Befehl: Es war mir recht unklar, wie wir gegen diese mit Gewehr und Maschinengewehren gespickte Front anrennen sollten. Leise ging es vorwärts, nur einzelne Schüsse kamen von drüben, die uns zeigten, dass die Russen aufpassten. Jetzt waren wir bemerkt. Auf der ganzen Front brach ein rasendes Feuer los (wirklich rasend). Wir lagen alle sofort mit der Nase buchstäblich im Dreck. Mein Nebenmann war getroffen und stöhnte. Ich gestehe offen, dass es mir unheimlich wurde. Links von mir lag nichts.

Wo Graf Finckenstein mit seinen zwei Zügen geblieben war, war mir rätselhaft. Ich beschloss daher, bei der 3. Kompagnie, die rechts von meinem Zuge war, Anschluss zu nehmen. Jetzt bekam der andere Mann neben mir einen Knieschuss. Ich war überzeugt, dass ich an diesem Tage zum letzten Male den Krieg mitgemacht haben würde. Da klang es plötzlich, wie befreiend vom rechten Flügel, fast jenseits der Stadt noch, ganz weit drüben, dann immer näher kommend: Hurra. Es schallte durch die stille Nacht. Die Tamboure und Hornisten schlugen und bliesen im Sturm. Wie schön das klang, nach den vorangegangenen martervollen Stunden: Davon macht sich kein Mensch eine Vorstellung.

Mit Hurra ging es nun auch bei uns! Marsch! Marsch! Einen Degen trage ich der Unbequemlichkeit wegen nicht und meine alte Browning war mir Tags vorher verlorengegangen. Nur meinen Spaten hatte ich in der Hand. Unser Gebrüll muss die Russen entsetzt haben, denn plötzlich herrschte vor uns Totenstille. Ein Sprung und rüber ging es über den 2. Graben und dann in den dritten. Auch hier wurde kein Widerstand mehr geleistet. Im Ort entspann sich dann noch ein kurzes Geschieß, an dem ich nicht teilgenommen habe.

Einige Russen konnten wir nicht festnehmen. Die 93er, die von der Seite in die Stadt eingedrungen waren, konnten noch hundert von den Kerls bei ihrem Abzuge abfassen. Verluste an Toten und Verwundeten hatten wir mehr als der Feind. Das ist eben der Vorteil gegenüber dem Angriff. Mit dem Gefühl, Sieger zu sein, zogen wir in *Sierpc* ein, ein ganz nettes Städtchen, in dem viele Deutsche ansässig sind.

Die Bewohner hatten sich alle in ihrer Angst in die Keller verkrochen. In dem Hause, das ich bewohne, war alles für eine eventuelle Flucht vorbereitet. Bei unserm Angriff sind besonders durch die Artillerie manche Zivilpersonen ums Leben gekommen. Halb 12 war es, als wir einrückten.

Seit gestern kein Essen. Wie hat das geschmeckt! Ein Kopfkissen, eine Decke und Mantel und das Schlafen konnte losgehen, bis zum anderen Morgen um sechs und wirklich dankbar war ich, so heil durchgekommen zu sein. Post habe ich bis heute nicht von euch erhalten.

Viele herzliche Grüße Euer Sohn Hans

Piory, 18 km südwestlich *Sierpc*, 13. Februar 1915

Liebe Eltern! Heute morgen erhielt ich die erste Post, seit ich Potsdam verlassen. Wie es euch geht, schreibt ihr nicht. Ich nehme aber an, dass es euch allen recht gut geht. Gefreut habe ich mich auch, zu lesen, dass mit Adolf alles in Ordnung ist. In welche Lage er wohl schon gekommen sein mag? Ich kenne jetzt unsere Artillerie aus eigener Anschauung. Wenn wir die nicht hätten! Ein freudiges Aufatmen immer durch unsere Reihen, wenn wir wissen, dass Artillerieunterstützung hinter uns ist. Bei Tag diese grässlichen Maschinengewehre anzugehen, ist ohne Artillerie für uns schwierig und verlustreich. Der heutige Tag sollte es in einer traurigen Weise beweisen.

Hier in der polnischen Bauernstube, in der ich seinen Verlauf rasch zu Papier bringen will, schläft bereits alles. Graf Finckenstein, seine Burschen, der meinige und der Kompagniefeldwebel. Mir im Geiste die heutigen Ereignisse zurückzuführen, tue ich beinahe ungerne. Die Eindrücke des Tages sind so tief erschütternd, so namenlos traurig und wirken unwillkürlich derart nach, dass ich mir noch heute Abend wie vor den Kopf geschlagen vorkomme und moralisch vollkommen fertig bin.

Man könnte fast heulen und es geht mir sicher nicht alleine so. Graf Finckenstein, der gerne hier durchhalten möchte, ist nächstens auch fertig. Gestern saß er in *Sierpc* an einem leidlich guten Piano und fantasierte sehr hübsch. Er war in Träume aufgelöst, es war ihm sehr unangenehm, als ich ihn überraschte.

Unsere Zahl ist auch heute wieder zusammengeschmolzen, wenn auch nur gering, aber draußen liegen andere, die armen Gardeschützen, auf den weiten Ackern. Viele Kriegsfreiwillige. 1/5 ihres Bataillons kostete sie der heutige Angriff an Toten und Verwundeten. Von den Bäumen herab empfing sie russisches Maschinengewehrfeuer, das auch unsere Kompagnie um drei Mann verringerte, und zwar um drei Verwundete. Nach den zwei Gefechtstagen vom 10. und 11. hatten wir gestern Ruhe.

Abends besuchten Graf Finckenstein und ich das Lazarett, wo unsere braven Leute liegen. Es war einfach rührend, wie sich der Hauptmann mit den Leuten beschäftigte. Einer, der wohl sterben wird, jammerte um seine Frau und Kinder. Ich sollte ihm noch Blumen holen, die aber nicht aufzutreiben waren. Mein Vorschlag, dem Kranken das eiserne Kreuz zu geben, fand Anklang und Graf Finckenstein konnte es dem armen Menschen noch mitteilen, dass er dazu eingegeben wäre. Ganz unbeschreiblich war es, wie der Mann sich freute und immer wieder die Hand des bei ihm niederknienden Hauptmanns umfasste und mit leiser Stimme und fast zärtlich immer wieder sagte: „Herr Graf“. Auch von anderen Verwundeten verabschiedeten wir uns.

Sierpc ist ein kleines Städtchen, wie gewöhnlich aus rotem Backstein oder Holz (weiß getüncht) gebaut. Den ganzen Tag fanden Truppendurchzüge statt. Ich schrieb noch schnell an Euch und ging dann zu Bett.

Morgen sollte es wieder losgehen und so war es auch. Es wurde wieder angegriffen. Unsere Vorhut bestand aus den Gardeschützen, dann folgte eine Batterie Artillerie und endlich wir und dann kam das andere. Man war also wieder mal voran. Meine Kompagnie ging in einer Flusskrümmung vor. Die Gardeschützen, an denen wir vorbei mussten, waren bereits im Feuer. Wie toll war wieder die Schießerei. Die Artillerie war noch nicht aufgefahren. Ein rasendes Maschinengewehrfeuer ging plötzlich los, das, wie schon erwähnt, die Schützen riesig mitnahm. Wir hatten uns hingeworfen und blieben unversehrt. Da kamen schon die ersten Verwundeten, vielfach von Blut regelrecht überströmt. Gefangene Russen trugen schwerverwundete Schützen zurück, ein merkwürdiges Bild.

Weiter ging es vorwärts. Hier und dort Gewehre von uns und den Russen, noch blutig, massenhaft weggeworfene Patronen, Koppeln und sonstige Ausrüstungsstücke. Tote Russen habe ich fast keine gesehen, trotzdem sollen, wie mir versichert wird, viele gefallen sein. Um 1 Uhr kommen auch wir ins Gefecht, es geht immer weiter vorwärts. Mein Zug ist heute nur Unterstützung. Weiter und immer weiter weichen die Russen zurück, ein weiteres Gefecht über eine Ebene bis *Piory* und unsere Nachtquartiere waren erobert. Selbstverständlich hatte auch heute die Artillerie mitgewirkt. Eine Granate schlug direkt auf der Mitte der Straße ein, an deren Seiten in je zwei Reihen unsere Kompagnie marschierte. Durch den Luftdruck wurden 6 Leute zur Seite geschleudert, aber merkwürdigerweise wurde keiner nennenswert verletzt.

Das Wetter war heute recht angenehm, nicht mehr so kalt, aber nun fängt schon wieder der berühmte Schmutz an. Meine Briefe zähle ich von heute ab und zwar ist dies Brief No. 1. Ich bitte Euch aber trotzdem, mir jedesmal zu schreiben, von welchem bis zu welchem Ort meine Berichte aussetzen oder vorhanden sind. Später nach diesem Brief ist das nicht mehr nötig, da genügt die Nummer.

Erwähnen will ich noch, dass bei uns 600 Gefangene (rund) gemacht sind. Ein russischer Offizier hat sich, wie mir Graf Finckenstein mitteilte, über unseren Nachtangriff vom 2. sehr anerkennend ausgesprochen. Es wäre einfach unheimlich gewesen, zumal von unserer Seite fast gar nicht geschossen worden wäre, unser Heranarbeiten wäre vorbildlich und bewundernswert sei es gewesen, in welcher tadellosen Ordnung unsere Linien herangekommen wären. Mir selbst hat ferner Graf Finckenstein seine Anerkennung ausgesprochen und dies der Kompagnie mitgeteilt, weil es uns (d. h. meinem Zuge) gelun-

22 gen sei, die Ziegelei in unsere Hände zu bekommen. Dadurch sei die russische Stellung uns gegenüber zuerst zum Rückzug gezwungen worden.

14. Februar. Heute weiterer südöstlicher Vormarsch. Meine Kompanie war vorläufig dem 2. Bataillon zur Verfügung gestellt. Infolge unserer letzten heftigen Angriffe scheinen die Russen vor der Hand keine Lust zu haben, uns starken Widerstand entgegenzusetzen. Unser heutiges Ziel sollte *Drobin* sein, ein kleines Städtchen, das die Russen befestigt hatten. Die 4. Batterie (Hauptmann von Oed.) des 1. Garde-Reserve-Feld-Artillerie-Regiments ist bereits neben uns aufgefahren, eine unglaubliche Kühnheit, so offen bis zur Infanterie vorzugehen und dort die Schützengräben zu bekämpfen. Bald waren dann auch die tapferen Geschütze buchstäblich mitunter von der herumfliegenden Erde und dem Qualm der russischen Granaten fest verdeckt. Plötzlich Schnellfeuer, das feindliche Feuer hörte auf, die russischen Batterien waren eben vernichtet worden.

In *Drobin* sah ich später zwei russische Kanonen und Munitionswagen. Es sollen aber noch mehr Geschütze genommen worden sein. Hauptmann v. Oed. und seine 4. Batterie ist hier bekannt wegen solchen Draufgehens. Bei uns herrschte lebhaftige Genugtuung über diesen Erfolg.

Ihr macht Euch keine Begriffe davon, welche Anforderungen feindliches Artilleriefeuer an die Nerven stellt. Ehe wir 1000 Meter an den wohl ausgebauten Gräben der Russen heran waren, hatte das 2. Bataillon diese bereits gestürmt. Viele Gefangene. Wir hoffen in der Stadt bleiben zu können. Um 3 Uhr nachmittags kam jedoch Befehl zum weiteren Vormarsch, jetzt nach Nordosten. Unser 1. Bataillon erhielt den Auftrag als Seitendeckung 4 km rechts der Marschstraße, die Sicherung zu übernehmen. 1. Kompanie als Spitze und ich mit 18 Mann 500 Meter davor als erste Sicherung.

Die Sache könnte für uns unangenehm werden, wenn wir auf starken Widerstand stoßen. Nach 6 km, halbwegs stießen wir in einem Dorf auf Kosaken. Ich machte halt, kroch mit einem Mann auf einen Strohschober und beobachtete, wobei mir mein gutes Glas ungeheuer wertvolle Dienste leistete. 1800 Meter war eine etwas weite Entfernung. Trotzdem eröffneten wir 19 ein lebhaftes Feuer. Gleichzeitig kamen auch schon die ersten Granaten und Schrapnells einer Batterie, die dem Bataillon beigegeben worden war. Nach allen Seiten sprengten die russischen Reiter auseinander. Es waren mehrere Schwadronen.

Dann wurde es Nacht und die Wege waren nun schwer zu finden. In einem Dorf wurde einem jungen Polen mit vorgehaltenem Gewehr klar gemacht, dass er uns nach *Lempino* bringen sollte. Seine Frau heulte vor Angst. Was sollten wir aber machen? *Lempino* war nach höherer Mitteilung noch vom Feind besetzt. Ich ließ vor dem Nest ausschwärmen und lautlos ging es auf die ersten Häuser los. In dem uns zunächst liegenden Haus verschwand eben das Licht und im Inneren hörte man Leute deutlich sprechen. Dicht an der Wand blieben wir halten. Mit fertig gemachtem Gewehre ging ich um die Ecke und wartete. Jetzt kam jemand auf uns zu, durch den weichen Kot gestampft. Auf meinen lauten Anruf: „Halt, wer da!“ erfolgte keine Antwort. Ein absichtlich in die Luft abgegebener Schuss: Da brüllt endlich ein Kerl: „Halt, es sind Deutsche im Dorf“ und so war es. Die 93er hatten bereits vom Dorfe Besitz ergriffen.

Wie mir Graf Finckenstein sagte, hätte unsere Artillerie, wenn es Tag gewesen wäre, sicher das Dorf beschossen. Auch heute stapften und standen wir stundenlang herum, ehe wir wussten, wo wir die Nacht bleiben sollten.

Lempino war also besetzt. Wir mussten nach *Raciaz* weiter. Dort gab es aus den Feldküchen Essen und der Befehl kam: „1. Kompanie 1. Garde-Reserve-Regiment bezieht Vorposten.“ Also nochmal vier Kilometer. 25 hatten wir bereits an diesem Tage hinter uns, was bei der jetzt wieder eingetretenen unergründlichen Verfassung der Wege sehr viel ist.

Die Posten wurden nach unserer Ankunft aufgestellt. Dann hatte man das Vergnügen, um 12 Uhr sich mit feuchtem Mantel und Stiefeln ins Stroh zu legen, um bis zum nächsten Tage ungestört zu schlafen.

Meine Strümpfe sind fast zerfetzt. Bitte schickt mir doch alle 14 Tage, ohne dass ich extra darum schreibe, ein Paar neue, vielleicht das erste Mal gleich zwei Paar, ebenso Präservativ-Creme. Pasten zum Essen möchte ich nicht. Zu Essen gibt es genug, es fehlt aber Butter oder sonst was zum Beschmieren des Brotes. Ferner sind alle Dinge, die sich halten und den Geschmack anregen, sehr willkommen. Endlich sind Zigarren No. 55 ausgezeichnet. Grüßt Adolf und die Geschwister. Entschuldigt das Geschmiere, aber es geht manchmal nicht anders.

Herzliche Grüße Euer Sohn Hans

Nr. 2. *Raciaz*, den 15. Februar 1915

Liebe Eltern! Nach den letzten Tagen, während wir dauernd vorwärts gekommen, sind wir nun mal einen Tag hier geblieben, um etwa 3 km von hier befestigte Feldstellungen anzulegen. In einem kleinen Dörfchen 3 km südlich der Stadt waren wir untergekommen und versahen während der letzten Nacht den Sicherungsdienst. Außer einigen feindlichen Reitern war vom Gegner nichts zu spüren. Den ganzen Tag rieselte ein sanfter Landregen herab, in dem wir bis in die Nacht hinein ausharrten, um die Erdarbeiten soweit fertigzustellen, dass die neuen Gräben für einen eventuellen Gegenangriff genügten. Nach und nach hatte man dann das schöne Gefühl, bis auf die Haut durchnässt zu sein. An den Füßen bis zu den Knien ist man daran schon gewöhnt.

Hier, wo wir uns befinden, ist die Gegend wieder wie ein Tisch und vielfach, wo man hinsieht, stehen weite Strecken fußtief unter Wasser!! Liegt man nur einen Moment, so ist man eben nass. Für die Nacht wurde meine und die 3. Kompanie

zur Ablösung in die Stadt zurückgezogen. So konnten unsere Sachen wenigstens einigermaßen trocknen. Mein Mantel ist aber noch ganz schwer von der Nässe. Wir hoffen heute (den 16.) nicht nach vorn zu müssen. Das 2. Garde-Reserve-Regiment ist bereits heute früh an unserer Wohnung vorbeigerückt. Lange werden wir hier wohl nicht bleiben.

Heute Nachmittag um 4 Uhr plötzlich Alarm. Innerhalb weniger Minuten standen wir bereit und rückten südöstlich aus *Raciaz* ab. Nach kurzer Zeit Halt. Kehrt. Marsch. Famos. Es ging wieder zurück. Unsere Feldwachen, die gestern Dienst hatten, waren den Kosaken zu nahe gekommen. Auf alle Fälle mussten wir daher da sein, um eine Angriff, der vielleicht von den Russen hätte unternommen werden können, entgegenzutreten. Es ging also zurück in die Stadt. Rechts von uns steht schon seit heute früh unsere andere Brigade der Division im Kampf. Von dem Erfolg dieser Kämpfe wird es abhängen, wie weit wir morgen vorgehen. Den ganzen Tag über dröhnt das Geschützfeuer herüber und der Boden zittert oft leise, wenn die schwere Artillerie schießt.

Aus Euren lieben Briefen, die ich erst heute eingehend studieren konnte, ersehe ich, dass mein Bericht Lücken aufweist. Das können eigentlich nur zwei sein.

Fabianice-Ujadz (Brief an Tante P., den ich in der Mappe habe, und noch ein anderes Schreiben, das ich aus Zeitmangel nicht fertigstellen konnte). Wenn es geht, will ich es aber nachholen. Vor allen Dingen soll aber vom zweiten Brief ab keine Lücke mehr entstehen, sonst wächst mir die Geschichte über den Kopf. Ich habe schon eine innere Wut bei den Gedanken, dass vielleicht ein dicker Brief aus *Skiernewice* verloren worden sein könnte. Ich bezeichne jeden Tag mit Datum (außer der Nr.) in meinen Briefen, so dass Ihr genau sehen könnt, was fehlt. Bis zum 2. müsst Ihr mir aber alle Lücken nach Ortsnamen angeben.

Die oftmals eintretende Postsperre hat Schuld daran, dass Postsendungen manchmal so lange dauern. Mit meinem Fuß geht's jetzt besser. Mit der heutigen Post ist kein Brief von Euch gekommen. Der letzte stammt vom 13.2.

Soeben erzählt mir Graf Finckenstein, dass unsere Division auf ihrem Vormarsch (11.-15.2.) zwei Geschütze, (leider nur) acht Munitionswagen und zwei Maschinengewehre erbeutet und 1200 Gefangene gemacht hat. Es ist nun 6 Uhr abends, ich schließe mit besten Grüßen an Euch alle. Von Adolf sind hoffentlich gute Nachrichten da?

Viele Grüße Euer Sohn Hans

Nachschrift: Meine Adresse lautet so und nicht anders:

1. Kompagnie, 1. G. R.R., 1. Garde-Reserve-Division Osten

Bitte eine Mappe Briefpapier schicken, die Umschläge müssen aber kleben.

Szapsk, den 17. Februar 1915

Liebe Eltern! Meine Briefe, die ich nun fast im Zusammenhang geschrieben, werdet ihr wohl hoffentlich alle erhalten haben. Aus *Raciaz* ging es heute Morgen nach Süden. Unsere Division sollte heute eine Entscheidung herbeizuführen suchen. Ich, ein Unteroffizier und acht Mann hatten wieder die Ehre, beim Vormarsch die Spitze zu bilden. 600 Meter hinter uns folgte die Kompagnie und dann in einem weiten Abstand das Regiment usw.

In den frischen Morgen ging es hinein. Schon nach einer Stunde, als wir gerade ein großes Gehöft durchschritten, trafen wir auf eine feindliche Infanteriepatrouille, die uns trotz hitziger Jagd in einem dichten Gehölz erwischte. Nach und nach kam es zum Gefecht gegen eine schätzungsweise zweifache Übermacht, die sich in Gräben und mehrfach hintereinander ausgebauten Stellungen eingenistet hatte.

Eine eingehende Schilderung des verflorenen Tages zu geben, ist mir jetzt nicht möglich. Ich kann euch nur sagen, es war toll und wie ich wieder heil durchgekommen bin, ist mir noch unklar. Zuerst war kein Weiterkommen. Am Boden liegend kratzten wir uns mühsam mit dem Spaten den wieder gefrorenen Boden zusammen. Zischend flogen die Gewehrkegel über uns weg. Dann ging es wieder vorwärts. Mein Putze, ein netter Mensch, stürzte mit Kopfschuss, ich konnte ihm im Vorbeirennen noch Lebewohl zurufen. Dann kamen andere, da einer, dort einer dran. Hinter jeder schützenden Deckung waren Sanitätssoldaten und andere damit beschäftigt, Hilfe zu leisten. Mancher arme Kerl, der heute Morgen frisch und fröhlich mit uns abrückte, liegt in der Erde. Es ist zu schrecklich.

Durch ein Birkenwäldchen mussten wir weiter vor. Der Lärm wurde verstärkt durch das Knallen der Einschläger in die weißen Stämme. Ich lag vor dem Wald hinter einem Stein. Eine russische Granate platzte 100 Meter hinter mir. Ich wusste, die nächste kommt schon 50 Meter näher. Da war sie auch schon, mit lautem Krach fuhr sie in den Boden, eine Fontäne aus Erde und Rauch empor schleudernd. Die nächste wartete ich nicht mehr ab. Also raus aus dem Wald.

Mit ungeheurem Getöse krepitierten die Folgenden. Wir hatten diesmal keine Artillerieunterstützung bei unserem Bataillon. Gegend Abend wichen die Russen zurück. Ihr Verlust war enorm. Ein Graben war von Leichen buchstäblich angefüllt. Zwei Maschinengewehre, 500 Gefangene und schätzungsweise 600 an Toten und Verwundeten hatten sie verloren, d. h. nur unserem Regiment gegenüber, dessen eigene Verluste noch nicht bekannt sind, da alles, was fällt, zurückbleibt. Der Zweck dieser Gefechte seit dem 10. ist der: In Ostpreußen wurde dieser Tage die Entscheidung auf der ganzen Front herbeigeführt, wobei die Verluste der Russen ganz ungeheuer gewesen sein sollen. Wir hatten die Aufgabe, durch eine starke Offensive russische Kräfte, die zur Hilfe nach Ostpreußen sollten, festzuhalten, was uns auch gelungen ist, aber mit welchen Opfern! Jeden Tag schmilzt unsere Zahl immer mehr zusammen. Heute Abend liegen wir hier und haben für die Nacht Vorpostendienst.

24 In *Drobin* sind die 93er nebst der 6. Batterie der Artillerie überrumpelt worden, die Russen sind aber wieder hinausgeschmissen und alle Geschütze sind wieder genommen.

18. Februar. Seit heute Morgen lagen wir in *Gralewo*. Mit unserem Bataillonsführer Grafen Rantzau suchten die Kompanieführer (ich in Vertretung der 1.) das Gelände ab, um südlich der Stadt befestigte Stellungen anzulegen. Vorher hatte ich die angenehme Beschäftigung, einige gefallene Russen zu bestatten. Dann ging der ganze Tag mit Ausgraben hin. Erst in später Nacht rückten die Kompagnien in ein nahegelegenes, vollständig überfülltes Dorf, um so gut wie es ging zu übernachten. Dort fand ich eure nette Post vor, dabei ein Brief von Mama. Vielen Dank für alles, auch für Illis Paket und den Brief von Hanna. (Diese Zeilen ab 18. schreibe ich in der Deckung eines Schützengrabens unter dem Kanonendonner der Russen; Näheres am 21. Februar.)

19. Februar. Wieder graben bis zum Mittag. Dann erhielten wir mehr nordwestlich der Stadt eine neue Stellung, die von einer anderen Kompagnie bereits ausgehoben war. Starke russische Kräfte befanden sich im Anmarsch; die Nacht zum 20. verlief ruhig, abgesehen von dem Ungeziefer, von dem auch ich schrecklich geplagt werde.

20. Februar. Die Russen kommen, bleiben aber den ganzen Tag in größerer Entfernung von uns. Durch das Glas kann man erkennen, dass sie auch befestigte Stellungen bezogen haben. Ein Artillerieduell entwickelte sich, hört aber während des Nachmittages wegen des starken Nebels auf. Die folgende Nacht muss wieder scharf gewacht werden. Eng gedrängt bringen wir zu sechs Mann im Unterstand zu.

Also nochmals herzlichen Dank für die schönen Sachen. Leider kann ich nicht mehr weiterschreiben. Ich hoffe, dass es euch allen recht gut geht.

Viele herzliche Grüße Euer Sohn Hans

Chyczewo, den 22. Februar 1915,
4 km nordwestlich von *Gralewo*.

Liebe Eltern! Vielen Dank für die viele Post. Auf alle Eure lieben Briefe einzugehen und Euch mitzuteilen, was ich bisher erhalten, dazu fehlt mir augenblicklich die Zeit, weil ich die wenigen Stunden heute Abend benutzen möchte, Euch weiter von meinen hiesigen Erlebnissen zu berichten. Illi, Hanna, und alle, die es so gut mit mir gemeint haben, müssen es mir nicht übel nehmen, wenn ich ihnen nicht persönlich gleich danke, schließlich sind ja meine Zeilen an Euch auch für sie mitbestimmt.

21. Febr. Eine kalte Nacht im feuchten und engen Unterstand hatten wir wieder hinter uns. Kanonendonner zur Linken zeigte uns, dass die Russen sich regten, auch wir waren alle gespannt, ob sie wohl angreifen würden oder ob es so kommen würde, wie bisher immer, dass unsere Truppen vor mussten. Heute schien zum ersten Mal die Sonne, die uns den Aufenthalt im Graben, durch ihre schon recht wirksamen Strahlen, etwas erleichterte.

Die Gelegenheit war günstig und um mir Ruhe zu verschaffen, begann ich in freier Natur nach den kleinen Tieren zu jagen, die uns hier alle entsetzlich quälten. Ein Greenadier S., rühmlichst bekannt aus dem Herbstmanöver 1913 (Herr Feldwebel der Feind kommt, hinlegen), bot sich mir an, die Biester aus dem Hemd zu entfernen. Er hatte die Sache wirklich heraus, über 40 Läuse starben den Zerquetschungstod zwischen seinen kräftigen Fingernägeln, und mein Körper, der besonders um die Schultern völlig zerbissen war, bekam danach Ruhe. Ganze Brutstätten waren in den Falten meiner Wäsche versteckt. Das kommt eben davon, wenn man solange keine Gelegenheit hat, sich umzuziehen.

Seit dem 4. Januar bin ich noch nicht wieder in ein Bett gekommen und die Bagage unserer Kompagnie hält sich seit Wochen fern. Unsere Division hatte den Auftrag erhalten, russische Kräfte, die aus den Weichselfestungen nach Ostpreussen zu Hilfe eilen sollten, aufzuhalten und eventuell zu schlagen. Bisher war uns dies, wie ihr ja aus meinen letzten Mitteilungen erfahren habt, glänzend gelungen. Jetzt aber waren enorme feindliche Kräfte gegen uns im Süden im Anmarsch, denen wir nur in der Defensive entgegentreten konnten.

Wir hatten also nördlich von *Gralewo* Schützengräben aufgeworfen. Mein Zug lag am weitesten nach rechts. Links davon hatte der 2. Zug sich eingegeben und noch weiter links in einem Abstand von ca. 300 Metern lag der 3. Zug, bei dem sich unser Hauptmann Graf Finckenstein aufhielt. Zur Rechten, etwa auch 300 Meter von meinem Zug, begann der Abschnitt der 2. Kompagnie. Unsere Gräben, die eine andere Infanterietruppe eingerichtet hatte, lagen schlecht, besonders mein Zug besaß halb rechts kein Schussfeld, denn das Gelände senkte sich schon nach 100 Metern in ein flaches Tal, welches nicht zu bestreichen war. Dieser Unterstand wäre uns auch beinahe, wie sich später zeigen sollte, zum Verhängnis geworden.

Es war ungefähr 5 Uhr nachmittags. Meine Posten hatten mich schon mehrere Male am Tage alarmiert, jedes Mal sollten sich Feinde vor uns gezeigt haben. Auch jetzt kam wieder einer gelaufen und meldete, die Russen kämen. Erst hatte ich fast keine Lust, aus der Höhle hinauszukriechen, aber es war diesmal Tatsache. Als ich hinaus kam, konnte ich mit meinem Glase deutlich Schützenlinien sehen. Es wurde unheimlich. Rechts davon bereits Kanonendonner und es dauert nicht lange, da hörte man ein immer stärker werdendes Infanteriefeuer. Es schien loszugehen. Die russische Linie war schon 800 Meter heran. Dahinter war bereits eine zweite Linie, noch weiter weg, zu erkennen. In dichten, erdrückenden Massen kamen sie heran.

Wir dagegen nur Wenige, mein Zug ganze 40 Mann, das Gefühl, was alle beschlich, war nicht gerade erheiternd. Wieder

Visier 800, Schützenfeuer. Prasselnd gingen die Gewehre los. Die erste feindliche Linie hatte sich hingeworfen und erwiderte unser Feuer. Einzeln sprangen dann, Mann für Mann, die Russen heran. An liegen bleibenden schwarzen Punkten konnte man bemerken, dass unsere Geschosse zuweilen schon wirkten, fuhren die Russenkugeln vor uns in die Deckung oder gingen zischend und pfeifend an unserem Kopf vorbei. Es wurde immer toller. Die nächste russische Schützenlinie war bereits in die erste eingeschoben, und weiter hinten befand sich schon wieder eine neue. Es wurde unheimlich.

Rechts von *Gralewo* plötzlich auf der anderen Seite des Tales fünf, sechs feurige Punkte. Wenige Sekunden später ging es hinter uns los, die russische Artillerie beschoss unsere Stellung. Mit lautem Getöse platzten die feindlichen Granaten und Schrapnells, bald vor, bald wieder etwas hinter uns. Jeder Abschuss war drüben zu erkennen. Allmählich wurde es dämmerig und die blitzenden Punkte drüben sahen aus wie feurige Scheiben.

In Zwischenräumen, die man jedes Mal abzählen konnte, platzten die Dinger über uns oder schlugen in den Erdboden ein, so, dass der Sand in unsere Stellungen herabfiel. Einige ängstliche Gemüter wagten beim Schießen den Kopf nicht mehr über die Brustwehr zu erheben und schossen ersichtlich aufs Geratewohl in die Luft. Sie mussten jedoch raus. Wie konnte ich es ihnen nach den ersten Minuten nachfühlen.

Ich dachte in diesen Augenblicken an Euch und Potsdam und sagte mir, wer so etwas nicht erlebt hat, der hat auch keine Ahnung und wird es nie nachfühlen können, wie es einem in solchen Minuten zu Mute sein kann. Ich beobachtete durch mein Glas, um die Entfernung zur Visierstellung feststellen zu können. Ich sage es offen, auch mir wurde es anfänglich so schwer, über die Brustwehr zu sehen und meine Aufmerksamkeit darauf zu konzentrieren, was die Feuerleitung erfordert. Wiederholt spritzte mir der Sand von den aufschlagenden Geschossen ins Gesicht. Dann aber, wenn ich unsere braven Leute sah, wie sie fast alle, mit einer prachtvollen Sicherheit die Gewehre bedienten, als wäre es im Manöver, dann gewann auch bei mir eine vollständige Ruhe die Oberhand, mochte kommen, was wolle.

Die Nacht brach herein. Ein Ziel war nicht mehr zu erkennen. An dem abnehmenden feindlichen Feuer erkannte ich, dass der russische Angriff vor uns zum Stillstand gekommen war. Von halb rechts piff es ganz schrecklich und da konnten wir nichts machen, denn die Russen benutzten das Tal vor uns, um heranzukommen. An den Schreien getroffener Russen merkten wir jedoch, dass unser nach der Seite in die dicke Finsternis abgegebenes Feuer trotzdem einige Erfolge hatte.

Es nützte aber nichts, immer weiter schob sich der Feind gegen die Lücke zwischen meinen Zug und die 2. Kompagnie, die wie rasend feuerte. Ein brenzlicher Geruch von dem Pulverqualm durchzog unseren Graben. Es musste was geschehen. Wen konnte ich aber in der Dunkelheit zum Bataillon schicken? Endlich beschloss ich, selbst rasch hinzurennen. Der älteste Unteroffizier übernahm meinen Posten. Ein brennender Strohschober und aufsteigende Leuchtraketen erhellten das Gebäude vor unseren Stellungen.

In wenigen Sätzen war ich beim Hauptmann, Graf Finckenstein, dem ich meine Befürchtung rasch auseinandersetzte, dass, wenn die Russen weiter vordringen würden, ein Durchbruch zwischen mir und der 2. Kompagnie unvermeidlich wäre. Vom Hauptmann ging meine Meldung nach hinten zum Bataillon. Unterwegs traf ich meine Batterie. Der Batterieführer sagte, er könne nicht weitermachen, da die Munition auf den schlechten Wegen nicht herangekommen wäre. Endlich befand ich mich beim Bataillonskommandeur Hauptmann Graf Rantzau. „Ich weiß, ich weiß, lieber Stintzing“, antwortete er mir, „aber ich habe nichts mehr hinten. Wir müssen halten und wenn es nicht gelingt, dann ... sind wir eben fertig. Ein Maschinengewehr und einen Zug werde ich noch von der alten Kompagnie auftreiben, die will ich sofort in die Lücke einsetzen.“

So geschah es, bis auf weniger als 100 Meter gelang es der russischen Linie noch heranzukommen und sie durch eingraben festzusetzen. Mit aufgepflanzten Seitengewehr erwarteten wir den Sturm. Langsam kam der Morgen des 22. herauf, aber kein Angriff erfolgte.

Unsere Lage aber war unhaltbar geworden, einem weiteren Angriff aus dieser Nähe, bei diesen überlegenen Massen, konnten wir, mit Aussicht auf Erfolg, nicht standhalten und noch während des Vormittags kam der Befehl zum Zurückgehen. Für unsere Kompagnie wurde ein Dorf hinter uns (*Chyczewo*) als Sammelpunkt angewiesen. Dorthin musste jeder Mann einzeln, in weitem Abstand das Gelände so gut wie möglich ausnutzend, zurückgehen. Unsere Artillerie nahm währenddessen das Feuer gegen die Stellungen der Russen auf. Dass wir uns aus dem Staube gemacht, hatten die Herren Russen jedoch bald raus. Infanterie- und Artilleriegeschosse, die an uns vorbeipfiffen, machten den Abzug nicht angenehmer.

Indessen waren wir bereits so weit weg, dass es uns wenig ausmachte. Die Verluste meiner Kompagnie waren nicht bedeutend, die 6. Kompagnie dagegen hatte am Morgen des 22. nur noch einen Teil ihres Bestandes, auch ging ein Maschinengewehr verloren. Über den Ausgang im ganzen Regiment bin ich nicht unterrichtet. Soviel ist aber sicher, dass den Russen dieser Angriff ungeheuer viel gekostet hat. Als ich zurücksah, stand ein Teil von dem Städtchen *Gralewo* in Flammen.

Für die Bewohner des Landes ist dieser Krieg furchtbar. Aber es geht nicht anders. Die Russen benutzen Häuser, Kirchen usw. als Deckung. Unserer Artillerie bleibt dann nichts weiter übrig, als die Gebäude unter Feuer zu nehmen.

Eine günstige Gelegenheit, meine Schießfertigkeit zu erproben, bot sich mir am Vormittag des gestrigen Tages durch zwei ausgerissene Pferde, die sich in etwa 500 Meter Entfernung vor unserer Stellung befanden. Da sie feindliches Artilleriefeuer auf uns lenken konnten und da einer der Gäule stark hinkte, mussten sie entfernt werden. Ich nahm ein Gewehr, zwei Schüsse und wie zwei Säcke stürzten die Tiere tot zu Boden. Es machte mir Spaß, wie erstaunt einige Leute waren, die

26 gesehen hatten und nicht glauben konnten, dass ich die Tiere unbedingt treffen würde (es war bei dem Treffen auf solche Entfernung auch viel glücklicher Zufall im Spiel – echt!!)

In *Chyczewo* sollte also unsere Kompanie unterkommen. Es war endlich Verstärkung herangekommen und nahm vor uns Stellung. Wir hatten nun schon vier Tage im Schützengraben gehaust und sahen aus wie die Räuber; braun vom Lehm und durchnässt, mußten wir, zum plötzlichen Abmarsch bereit, die Nacht auf Stroh in einer schmutzigen Bauernstube zubringen. Die Russen, die wohl unseren freiwilligen Rückzügen nicht mehr ganz trauten, begannen während der Nacht ein heftiges Feuer auf die Truppen, die nun für uns an vorderster Front stehen.

23. Februar. Da die Lage noch nicht ganz geklärt war, blieben wir den ganzen Tag in Ruhe liegen. Abends unternahm ich es, Töpfer aufzusuchen. Das Bataillon lag etwa sechs Minuten von unserem Gehöft entfernt. Ich brauchte aber wohl eine viertel Stunde, um durch den Dreck zu kommen. Wie zu erwarten, traf ich auch unseren Bataillonsführer Graf Rantzau, der durch die Bagage Bier erhalten hatte, ein seltener Genuss, auch für mich.

Graf Rantzau erzählte mir nun, wie kritisch unsere Lage noch gestern gewesen war. Er meinte, soviel wie bis jetzt bekannt geworden sei, hatten wir nicht eine doppelte, sondern eine zehnfache Übermacht vor uns gehabt und nur dem Umstand, dass die Russen auch über unsere Stärke nicht orientiert gewesen, wäre es zu verdanken gewesen, dass wir nicht überrannt worden seien.

Der Ruhetag war für uns alle eine willkommene Erholung und morgen sollten wir auch noch einen haben, bis die Operationen an anderer Stelle einen weiteren Vormarsch erlaubten.

24. Februar. Heute konnten wir ausschlafen und werden wieder trocken. Graf Finckenstein musste nach *Drobin* zur Bestattung von Oberleutnant von Manteuffel. Die Regimentsparole brachte heute meine Beförderung zum Leutnant. Mit einer gewissen Wehmut musste ich mir die Tressen abtrennen lassen und meine Schützenschnur ablegen. Was werden mir die Achselstücke bringen?

Zu unserer großen Freude ließ sich nördöstlich *Gralewo* schwacher Kanonendonner hören. Es soll der rechte Flügel der großen Armee Hindenburg sein, die uns vermutlich Luft schaffen wird. Großartig sind die Siege in Ostpreußen. Hoffentlich geht es nun schnell zu Ende (d. h. wenn auch der Unterseebootkrieg gegen England Erfolg aufzuweisen hat). Ehe wir nicht stark genug sind, können wir nicht angreifen.

Nach eingegangenen Meldungen haben sich die Russen wieder in drei Linien verschanzt. Schöne Aussichten für die nächsten Tage. Heute Nachmittag kam Hauptmann von Schuckmann mit Töpfer zu unserem Gehöft geritten, um mir zu gratulieren, was mich sehr erfreut hat. Zum Abend wird Lt. K. kommen, um am „Festessen“, wie Hauptmann Graf Finckenstein sagte, teilzunehmen. Über Adolfs Erinnerung zum Gefreiten habe ich mich sehr gefreut. Für die Kriegsfreiwilligen ist es sehr schwer, vorwärts zu kommen, da meist die Gefreiten und Unteroffiziere aus dem gedienten Stamm hervorgehen. Für Adolf bedeutet seine Ernennung eigentlich mehr als für mich die Beförderung. Es ist jedenfalls famos. Denkt euch, heute ist auch unsere Bagage gekommen. Ich konnte also meine Wäsche vom 4. Januar und die im Tornister ablegen. „Wie freut sich der Wandersmann, zieht er das reine Hemd sich an!“ Dieses Hemd kam aus Versehen an den Koffer von Graf Finckenstein, der sich auch umzog. Da er schon kleine Tierchen hat, wollte er schier alles wegwerfen, als er meine Wäsche so nah an seinen Sachen liegen sah. Jedesmal, wenn es ihn biss, sollte es ausgerechnet Ungeziefer von mir sein. Es ist nun wieder Abend. Möchten wir noch einen Tag ruhen können. Tante Gertrud hat mir schon wieder ein Paket geschickt. Es ist zu nett. Auch die Mutter von H. hat mir freundlicherweise Schokolade und ein Paar Strümpfe gesandt. Viele Herzliche Grüße Euer Sohn Hans

Fortsetzung aus einem Brief an Tante J.S.

25. Februar. Zunächst schien es so, als könnten wir den heutigen Tag in unserem Quartier in *Chyczewo* bleiben. Aber es kam anders. Am Mittag erhielt unser 1. Bataillon Befehl, nach *Wempili* (4 km westlich *Gralewo*) abzurücken. Die Russen hatten also nicht gewagt nach ihrem letzten Angriff bei *Gralewo* nachzudrängen, was sie bei ihrer Überlegenheit mit Erfolg hätten tun können. Unsere nur vorsichtigerweise wenige Kilometer zurückverlegte Stellung konnten wir daher wieder vorschieben, zumal uns bekannt war, dass die Russen sich ebenfalls in drei Stellungen vor uns verschanzt hatten. Die Hauptstellung sollte erst sechs Kilometer hinter *Gralewo* bis *Nowa Gora* liegen. Nach einstündigem Marsch erreichten wir *Wempili* und warteten dort geduldig bis zum Abend. Östereichische Kavallerie hatte hier die vorläufige Sicherung übernommen. Das ganze Dorf war von den gemütlichen Rothosen besetzt und unsere Verbündeten machten alle einen recht heiteren Eindruck. Mit „Servus Komorod“ wurde unsere Kompanie, an deren Spitze sich Graf Finckenstein befand, von einem am Wege haltenden östereichischen Reiter begrüßt. Unsere Leute grinsten vor Vergnügen und zurück schallte es: „Servus Komorod! Was macht Russki?“ In meiner Kompanie gibt es Leute, die ganz ausgezeichnet z. B. Unteroffiziere unserer verbündeten Armee nachmachen können. Ganz furchtbar komisch ist dies oft und ich freue mich immer, wenn ich unbemerkt zuhören kann.

Wempili ist ein kleines Dörfchen, die Dächer aus Stroh, wie überall, die Häuschen haben durch den Krieg stark gelitten, desgl. der Gutshof, der sich dem Orte anschließt. Eine kalte Frostnacht zog herauf, und es war Zeit, die Stellungen zu

besetzen. Der 1. und 2. Zug gehen wieder nach vorn. 3. Zug bleibt als Reserve im Gut. Lautlos ging es im Gänsemarsch eine baumbestandene Straße entlang. Nach etwa 700 Metern stießen wir auf einen kleinen Teich, an dem nach links ein anderer Weg abbog und schnurstracks zu einem Wäldchen führte, das in mond heller Nacht nur als schwarzer Fleck zu erkennen war. Dieser Weg vom Teich bis zum Wald war für meinen (den 1.) Zug als Stellung bestimmt worden und hatte eine Länge von etwa 300 Metern, auf der sich meine (kaum 40) Leute verteilen mussten.

Zu beiden Seiten des Weges befand sich ein etwa metertiefer Graben, der uns bis zum morgigen Abend als Unterkunft dienen sollte. Wir wählten den nach dem Gute zu liegenden, so dass wir bei einem evtl. Angriff über den Weg schießen konnten. Links im Walde hatte sich der

2. Zug eingeknistet. Graf Finckenstein war beim 3. im Gehöft geblieben.

Also hier musste man bleiben, ganz reizend. Man stellte sich Zivilisten vor, die in einer Frostnacht an einen Chaussee-graben geführt werden und denen man zumutet, hier 24 Stunden gefälligst Platz zu nehmen. Soweit Stroh von den Österreichern noch vorhanden war, brauchten wir keines zu holen. Von jeder Gruppe mussten sich jedoch Leute aufmachen, um noch etwas herbeizuschaffen, und zwar, wie gewöhnlich, unausgedroschenes Roggenstroh. In gleichen Abständen buddelte man sich nun im Graben Löcher, in die immer je drei Mann die Beine stellen und so sitzend die Zeit verbringen konnten. Das Stroh dient dazu, die Löcher auszustopfen und unseren Körper einzuhüllen.

Endlich war alles soweit bereit. Vier Mann mussten im Graben vorne wachen, desgleichen 200 Meter vor unserer Stellung ein Doppelposten. Diese Herren besuchte ich dann dreimal während der Nachtzeit; es war aber immer alles in Ordnung. Ferner musste ich durch Patrouillen die Verbindung mit den Nachbartruppen aufnehmen, nach rechts mit dem 2. G.R.R. Graf Finckenstein erhielt noch abends Meldung von den großen getroffenen Maßnahmen. Um 10 Uhr abends und um 4 Uhr morgens, den 26., wurde uns warmes Essen von der Feldküche gebracht.

Wir waren steif vor Kälte, die Füße nicht mehr zu fühlen und wenn sich bei solchen Gelegenheiten auch bei mir der Wunsch regte, dass der Feldzug bald ein Ende finden möchte, dann kann mir das keiner verdenken. Am Mittag schien die Sonne, die, wie schon früher gesagt, schon recht wirksam sein kann. Vom Feind war nicht viel zu merken. Schrapnells, die wir beim 2. G.R.R. krepieren sahen, und einige Gewehr-kugeln bei uns, wenn sich gerade jemand zu viel zeigte, sonst den ganzen Tag nichts weiter.

Es wurde wieder Abend. Ich saß mit meinem „Stab“, meinen beiden Schätzern, im Graben, die Füße im Loch, da wurde es endlich lebendig, das 2. Bataillon 2. G.R.R. kam leise im Gänsemarsch vom Gute zur Ablösung. Endlich! Wir packten unseren Tornister, ich meinen auch.

Wer sich in mir jetzt einen Leutnant vorstellt, wie man sie zu Hause sieht, der irrt sich höllisch. Meine Haare wild und lang, Gesicht mit einem struppigen Bart umgeben, Mäntel vom Lehmboden gefärbt. Nur die Achselstücke unterscheiden mich von anderen. Hanna und Lotte müssten mich sehen, tobender Jubel!

Vom Gut rückten wir in heller Mondnacht wieder nach *Chyczewo* in unsere gestrige Unterkunft zurück. Heute lag man wenigstens wieder im Schutze eines Hauses, wenn auch durch die zerbrochenen Scheiben ein kühler Luftstrom hereinwehte.

27. Februar 1915. Tante Juliens 81. Geburtstag. Das Beste, was man Dir, liebe Tante, wünschen kann, ist wohl, dass du (und wir) im kommenden Jahr einen ehrenvollen Frieden Deutschlands erleben möchten. Nach dem eben eingetroffenen Befehlsbataillon gehen wir heute Abend wieder nach vorne, hoffentlich kann ich auch mal mit meinem Zuge als Reserve dienen! Dieser Brief schließt sich an Brief Nr. 5 an die Eltern an.

27. Februar. Um 7 Uhr Abmarsch von *Chyczewo*. Herrlich, wir sollten heute noch nicht in den Graben kommen. Die 1. und 3. Kompanie konnte, da keine direkte Gefahr bestand, in den Gehöften von *Mlodochowo* bleiben, natürlich alarmbereit. Die 2. und 4. musste dagegen in die Stellung. Heute, am 28., lösten wir diese ab. Das Wetter ist sonnig, kalt und ein scharfer Wind weht aus Südosten. Pioniere sind an der Arbeit, starke Verhaue und Hindernisse herzustellen, die heute Nacht vor unseren Gräben, es sind dieselben, die wir neulich aufgegeben hatten, Aufstellung finden sollten.

Was in den nächsten Tagen werden wird, ahnt niemand. Die tägliche Angreiferei kriegt man satt. Aus Jena und Bonn wieder Pakete und freundliche Briefe. Tante J. hat mir ganz reizend geschrieben: „Gott sei mit euch und strafe England“, das ist das Gebet deiner „blutdürstigen alten Tante“. Herrlich! Sechs Pakete von ihr in Aussicht. Frau ... hat mir Lichter geschickt, wirklich rührend. Bitte, wie ist ihr Titel? Briefpapier habe ich keins mehr. Außer gelegentlich ein Paar Strümpfe bitte keine Wäsche mehr.

Mlodochowo, den 4. März 1915

Liebe Eltern! Heute Nachmittag erhielt ich Papas Kartengruß mit Potsdamer Poststempel vom 24.2. Jede Zeile, die wir hier in der polnischen Einsamkeit erhalten, ist für uns immer ein Genuss und ich danke Dir, lieber Papa, bestens für diese Lebenszeichen. Meine Schreibung wird sicher nicht immer lesbar sein, was ich natürlich möglichst zu vermeiden suche. Ich bitte auch Euch, wenn es geht, nicht zu undeutlich zu schreiben, da auch ich trotz größter Mühe manches Wort nicht entziffern konnte, was doch schade ist. Bitte entschuldigt diese Bemerkung, ich denke aber, dass es Euch doch lieb sein

28 wird, dies zu wissen. Und nun fahre ich fort darüber, was sich bisher hier weiter ereignete, zu berichten:

Am 28. abends nach vorne in den Schützengraben. Da unsere Kompagnie wieder einen neuen Abschnitt zugeteilt bekommen hat, wurde ich mit einem Mann vorgeschickt, als es dunkel geworden, um einen gedeckten Abmarschweg zu suchen. Speziell musste eine schon früher von Pionieren gangbar gemachte Furt durch sumpfiges Gelände gefunden werden, die es ermöglichte, an die uns zugewiesene Stellung heranzukommen. Solche Aufträge machen mir immer Spaß und wie auf den Meter genau traf ich zufällig den Übergang und konnte mich weiter vorne, wo die Kompagnie hinkommen sollte, mit dem Gelände vertraut machen. Nach 1,5 Stunden waren wir wieder bei der Kompagnie zurück, die uns bereits entgegengekommen war.

Wieder wie immer: Aufstellen der Horchposten vor der Stellung. Einteilen der Wachen, Zurechtlegen der Patronen. Dann konnten wir es uns, soweit das überhaupt möglich ist, in den Unterständen bequem machen. Die Kälte ließ aber keine Behaglichkeit aufkommen. Ich möchte überhaupt mal in so einem Schützengraben laufen, wie er in den Zeitungen oft so nett geschildert wird. Der Schnee, der immer noch liegt, wird sich hoffentlich nicht mehr lange halten können.

Die Nacht blieb ruhig, abgesehen von kleinen Schießereien, die immer mal bei den vorgeschobenen Vorposten vorkommen. Am folgenden Tag (1. März) ereignete sich ebenfalls nichts von Bedeutung. Die täglichen Artillerieduelle sind schon nicht mehr interessant genug, um viel beobachtet zu werden. Kommt mal so ein Biest von Granate in den Graben, dann kann es allerdings schlimm werden. Die Russen scheinen aber uns gegenüber nicht allzu viel Artillerie zu besitzen. Der Abend kam endlich und mit ihm die Ablösung. Weit hinter der Front bei einem Gehöft trafen sich die Züge, um in prächtiger Mondnacht nach *Chyczewo* abzurücken.

Graf Finckenstein teilte unterwegs die Trauerbotschaft mit, dass noch zwei von den Unseren, der Zugführer vom 2. Zug und ein Mann, den Verwundungen erlegen seien, die sie bei dem letzten Gefecht bei *Gralewo* erhalten hatten. Wie oft war ich zusammen mit dem Unteroffizier Tr. vom 2. Zug morgens ausgerückt. Wir hatten noch scherzhaft davon gesprochen, wer von uns beiden wohl länger durchhalten würde. Jetzt liegt auch er in kalter Erde. Ein schreckliches Gefühl der Leere und Verlassenheit beschleicht einen angesichts solcher neuen Verluste. Der 2. März war bereits vorüber, als plötzlich alarmiert wurde (Graf Finckenstein, der völlig zusammengebrochen ist, blieb auf dem Lager zurück). Zu unserer Freude kam schon gegen Abend der Befehl, wieder in die Quartiere abzurücken.

3. März. Graf Finckenstein verabschiedet sich heute von seiner Kompagnie. Wie schwer es ihm und den Leuten wurde, nach siebenmonatigem gemeinsamem Kriegsleben voneinanderzuscheiden, kann nur der ermessen, der diesem ergreifenden Abschiednehmen beigewohnt hat. Vielen von den langen Kerls, die sonst den Teufel nicht fürchten, standen die hellen Tränen in den Augen und die Gesichter strahlten vor Freude, als Graf Finckenstein verkündete, dass er hoffe bald wiederkehren zu können. In solchen Momenten wird es wohl niemandem mehr zweifelhaft sein, warum „sie“ uns nicht unterkriegen.

Für mich ist es natürlich nicht leicht, ein solches Erbe anzutreten. Ich hoffe, mir aber bald das Vertrauen (ich besitze es eigentlich schon) dieser Leute erwerben zu können. Graf Finckenstein, der mich noch in allerhand Geheimnisse eines Kompagnieführers einweihte, hat mir, bis auf Weiteres, seine beiden Pferde überlassen. Ich sagte ihm dann Lebewohl; weinend, dass er seine Kompagnie nicht mehr weiterführen könne, sank er ins Strohlager zurück und rückte mit den bereits angetretenen Leuten nach *Mlodochowo* ab, von wo wir am nächsten Abend unsere Schützengraben wieder beziehen sollten. In der Dunkelheit kam an mir im Dorf ein Offizier zu Pferde vorbei. Ich drehte mich um, er auch. Es war Leutnant Schmidt-Scharzenberg, der Euch vielmals grüßen lässt. So ein zufälliges Zusammentreffen ist doch sehr nett. Habe leider keine Zeit mehr.

Herzliche Grüße Euer Sohn Hans

Meine Adresse: Herrn H. S.

Leutnant d. R. und Kompagnieführer der 1. Kompagnie des 1. Garde-R.R., 1. Garde-Reserve-Division (Osten)

Nr. 8 *Chyczewo*, den 6. März 1915

Liebe Eltern! Viel Neues kann ich Euch vorläufig nicht berichten. Unsere ganze Tätigkeit besteht seit dem letzten Tag darin, jeden vierten Tag in den Schützengraben zu marschieren, diesen 24 Stunden besetzt zu halten, dann 48 Stunden wenige Kilometer hinter der Front in *Chyczewo* als Reserve unseres Bataillons zu liegen, endlich wieder 24 Stunden in erster Linie in *Mlodochowo* auszuhalten, um dann mit dem Graben von Neuem zu beginnen.

Der Aufenthalt in *Mlodochowo* wurde deshalb eingerichtet, um aus Gesundheitsrücksichten nicht zu lange im Schützengraben liegen zu müssen, was von uns natürlich sehr angenehm empfunden wird. Es ist nämlich kein Genuss, in jetziger Jahreszeit längere Zeit im Graben oder Unterstand zubringen zu müssen. Man friert trotz Stroh und Decke, wird feucht und kann sich nicht bewegen.

Am 4. abends bezog ich mit meiner Kompagnie den uns schon bekannten Graben, der zusammen mit der Bataillonsstellung ganz einer leicht gebogenen Linie gleicht, hinter deren Mitte, etwa 300 Meter vom Graben entfernt die Telefonstelle liegt. Hier habe ich mein Heim aufgeschlagen, bin also immer von der Kompagnie getrennt. Die Telefonstelle besteht aus zwei nebeneinander liegenden Unterständen. In dem einen befindet sich der Apparat mit der Bedienungsmannschaft, in dem anderen liege ich mit Burschen und meinen beiden Entfernungsschätzern, die auch als Befehlsempfänger dienen. Die

Unterstände sind von außen nicht zu erkennen. Ein ganz kurzer Graben nur führt bis an die, mit Zeltbahnen behängten, „Türme“, die ganz genau dem Eingang einer Hundehütte gleichen. Man muss beim Eintritt und Aufenthalt im Unterstand auf allen Vieren kriechen, denn die Decke ist höchstens 1,20 Meter hoch. Der Boden ist mit Stroh bedeckt und Stroh dient auch neben einer Wolldecke als Wärmehalter für unsere Beine. Das Stroh, welches wir schon seit längerer Zeit benutzen, ist unausgedroschener Roggen. Einer meiner Leute, ein Landwirt aus Holstein, schätzt den Wert des von uns im Unterstand genutzten Getreides auf etwa 60 Mark. Unendlich viel solchen Materials kann man hier finden. Überall Strohschober, die noch nicht ausgedroschen sind. Es ist nun möglich, dass diese Speicher weiter hinter uns verwendet werden. Hier, nahe der Heuerstellung, wird wahrscheinlich ein Ausdreschen des Getreides etwas schwierig sein. Wer weiß es aber?

Die Länge und Breite einer solchen Behausung, wie ich sie eben erwähnt habe, beträgt etwa 2,50 Meter bzw. 2 Meter. Ihr könnt euch ausmalen, wie dicht man da aufeinanderhocken muss. Besonders interessant ist es, wenn derjenige, der ganz hinten liegt, ins Freie will und über die anderen wegklettert. Hierbei passiert es dann leicht, dass einem im Schlaf ein eingefetteter Stiefel über den Mund streicht oder eine Rippe durch den Druck eines Knies zu weit nach innen gebogen wird. Sehr hübsch ist es auch, wenn alles plötzlich sehr schnell gehen muss. Dann pressen und ringen mehrere am Eingang miteinander; der Hintere erhält eine leidenschaftliche Liebkosung mit dem Stiefelabsatz ins Gesicht, wofür er mit Fauststößen nach vorne quittiert. Wer den Empfänger dieser Stöße außerhalb des Unterstandes betrachtet, würde eigentlich gar nichts bemerken. Nur das heftige mehrmalige Kopfnicken des Herauskriechenden lässt vermuten, dass im Unterstand ein gewisser Überdruck vorhanden ist. Ist man so glücklich halb heraus, dann kommt unbedingt schon jemand im Graben herangesaust, der es versteht, einem den Kopf blitzschnell zur Seite zu reißen. Der Helm fliegt sofort vom Kopf, und die Backe legt sich klatschend an die Lehmwand an. Ein Auge ist nicht mehr zu gebrauchen und mit dem anderen sieht man auch nichts, weil es in solchen kritischen Augenblicken immer Nacht ist. Um das äußere Gleichgewicht – das innere ist bereits verloren gegangen – in diesem Falle nicht zu verlieren, haben sich die Finger schon tief in den nassen Boden eingegraben. Unsere Leute sind zur Brustwehr eilend vorbeigekommen. Doch endlich ist man hoch.

Wo ist der Helm? Da sieht man was am Boden liegen, ein schwerer schwarzer Klumpen, fast nur aus nassem Lehm Boden bestehend, dazwischen auch Leder und Blech. Es ist der Helm. Soweit es geht, wird gereinigt und zurechtgebogen. Die Spitze fehlt. Das tut aber nichts, die wird einfach unter dem Helmbezug aus Stroh ersetzt, die Nässe im Helm müssen die Haare aufnehmen und wer eine Glatze hat, ist natürlich schlimm dran. Dies in Kürze, damit ihr beurteilen könnt, welche Reize so ein Schützengraben in sich birgt. Wenn es schneit und regnet, ist es noch anders und die Gemütlichkeit im Unterstand wird meist so groß, dass man entzückt ist, wenn die Ablösung naht.

Am 4. lag ich wieder im Unterstand. In der Wand steckte ein russisches Seitengewehr, von welchem eine Stearinkerze ihr trübes Licht herabstrahlen lässt. Ich musste noch zur Kompanie, darum hinaus in das schwarze Dunkel. Feuersbrünste, wie jede Nacht. Puiiii – ein Schuss vor mir, das Geschoss hörte ich an mir vorbeisausen, dann war es wieder still. Sehr angenehm, man ist doch so ein eingefleischter Friedensmensch, dass man sein ganzes Ich auf die nun wieder näher gerückte Gefahr wieder einstellen musste.

Nach wenigen Minuten war ich vorne bei der Kompanie und konnte die Zugführer aufsuchen. Meine Stellung erstreckte sich auf fast 1 km Breite. Die Pioniere waren da, ebenso die Leuchtpistolen und Handgranaten. Auch die Wachen passten auf. Links neben meinem Unterstand befand sich ein Strohschober, dahinter ein großer hochschraubbarer elektrischer Scheinwerfer mit Mannschaft, der mir für die Nacht zur Verfügung stand. In dem daneben befindlichen Unterstand besuchte ich erst noch einen Schwerverwundeten mit Bauchschuss. Der arme Kerl musste vier Tage ohne Essen und Trinken hier liegen, ehe er transportiert werden durfte. Bei Bauchschüssen ist eigentlich nie Hoffnung auf Rettung und auch hier hatte ich den Eindruck, dass es bald zu Ende gehen würde. Dann war es also wieder einer ...

In dieser Nacht hatte ich wenigstens die Beruhigung, dass hinter uns bereits die Sturmabwehrgeschütze aufgefahren waren. Endlich befand ich mich wieder im Unterstand. Abendbrot: Leberwurst mit Schwarzbrot und „Eis“kaffee. Dann versuchte ich Zeitung zu lesen. Dabei wurden mir trotz der Handschuhe die Finger zu kalt. Die Zeit, in der man manchmal noch Kneifzangenohren vor Kälte bekam, ist nun hoffentlich vorbei. Rauchen war eben das einzigst Mögliche und während die Pfeife angenehm brannte, vergaß man zeitweilig fast das Geschieße, das ab und zu herüberknallte. Wenn so eine Gewehrkuugel in unseren Deckenbelag über uns klatschend einschlug, sagte man sich, ein Unterstand ist doch besser als keiner. Es wurde wieder Tag, kalter Sonnenschein und Ostwind. Gegen Nachmittag begann es wieder zu knattern und zu pfeifen. Allmählich nahm das Feuer der Russen mehr und mehr zu. Allein dürften wir es nicht aufnehmen, wenn sie angreifen würden. Sollte ich um Unterstützung bitten? Da wurde ich vom Regiment in *Krieltowo* angerufen, das wissen wollte, was los sei.

Dann rief ich in *Mlodochow* beim Bataillon an. Vetter Töpfer, dem Bataillonsadjutanten, teilte ich mit, dass ich nicht weiß, was sich noch entwickeln werde. Auf alle Fälle wäre es gut, wenn alles bereit stände. Dies sollte geschehen. Jetzt wusste ich, dass es in den Nestern hinter uns lebendig werden musste. Wie durch ein elektrisches Netz würden die Alarmbefehle gehen und unsere Kompanie zum Abmarsch fertig stehen. Bei den Russen geschah aber nichts. Die Ablösungskompanie kam erst gegen Mitternacht und hatte leider (leichte) Verluste zu beklagen. Leutnant v. Cr. übernahm meinen Posten, wir rückten ab.

30 Ein prachtvoller Sternenhimmel erleichterte uns die Orientierung nach *Chyczewo*. Leuchtkugeln stiegen hier und vor unserer ausgedehnten Front empor. *Dobrska* stand hinter uns in Flammen und rechts brannte ein Haus in *Witkowo*. Einzelne verirrte Kugeln kamen manchmal noch bis zu uns. Drüben beim 2. Garde-Reserve-Regiment knatterte es wieder stärker. Dazwischen hörte man den schnellen Takt von Maschinengewehren. Jetzt zuckte es jenseits *Gralewo* auf, russische Artillerie. Dumpf, ohne starken Knall, antworteten unser Feldhaubitzen, ein Sausen in der Luft zur Linken. Als ob hundert Kisten eine Treppe hinabkollerten, so krachte es, fast brüllend vor dem 2. Garde-Regiment, über den Russen los. Herrlich, es waren die Unseren. Wie es so schön klang. Wie ich am anderen Morgen erfuhr, hatten die Russen in der Morgendämmerung einen Angriff gegen das 2. Garde-Regiment unternommen (ich dabei). Der Erfolg war bei ihnen nur blutige Köpfe, bei uns ganz geringe Verluste.

Am 6. wachte ich mit furchtbaren Kopfschmerzen auf, die Augen zogen sich zusammen, so dass ich glaubte, ich würde ernstlich krank. Meine Halsschmerzen, die ich mir vor einigen Tagen in der österreichischen Stellung im Straßengraben geholt habe, waren schlimmer geworden und während der Nacht stellte sich immer wieder etwas Fieber ein, das, als Graf Finckenstein die letzte Nacht noch bei uns lag, eine sehr komische Nebenwirkung haben sollte. Auf sie werde ich noch in diesem Briefe zurückkommen. Mir war mit einem Worte hundsmiserabel und in diesem Zustande erhielt ich noch während des Vormittags die Aufforderung, heute Abend beim Bataillon Bier zu trinken. Das passte mal wieder ausgezeichnet. Schon die halbe Wegestunde genügte.

Als weitere Zugabe kamen heute öfters Granaten der russischen schweren Artillerie zu uns ins Gehöft geflogen und platzten dort auf dem Hof und wenige Meter neben unserem Häuschen, mit gewaltigem Getöse. Erdfontänen aufwerfend, wobei einige der noch wenigen heilgebliebenen Fensterscheiben durch den Luftdruck zerbrachen. Wir gingen hinaus, um bereit zu sein, falls eine Granate in das Gebäude schlagen würde. Die Pferde wurden aus den Ställen gebracht und dann warteten wir. Puiiiih-st Rumps! So ging es bald da, bald dort. Gegen diese Biester war man machtlos. Um Mittag war der Scherz zu Ende, das Haus war unversehrt geblieben. Die geplatzen Scheiben mussten mit Brettchen etc. ausgebessert werden. Solche 10,5-Zentimeter-Granaten und Schrapnells, das ist ein Genuss.

Ob ich heute Abend zum Bataillon muss, weiß ich noch nicht. Ich habe schon zu Töpfer geschickt (Ich gehe nicht, habe Erlaubnis, hierzubleiben). Es geht mir bereits besser und bis zum 8. abends, wo wir wieder in den Graben gehen, werde ich mich wohl wieder erholt haben.

Die Geschichte mit Graf Finckenstein im nächsten Brief. Merkwürdigerweise hat die Post außer Papas schon erwähnter Karte nichts mehr seit einigen Tagen gebracht für mich. Na vielleicht morgen!

Insektenpulver besitze ich vorläufig genug. Wenn ich genügend Strümpfe und Fußlappen habe, schreibe ich auch. Hungern braucht bei uns niemand, das Essen ist gut und reichlich. Was ihr mir schicken könnt, sind vor allem Sachen, die anregen, außer Butter oder Schmalz, Kakao, Tee, Zucker, Tabak für die Pfeife. Für die Zigarren vielen Dank. Von dem gesandten Gelde könnt ihr auch Adolf ordentlich einkaufen. Als Gefreiter wird er nicht allzu viel kriegen. Wie geht es Euch allen? Wie geht es Euch, lieber Papa und liebe Mama? Was macht Wolfgang? Wie ist der Titel von Bleibtreus und die Adresse von Frau v. H.? Wie geht es Peter Russow? Grüßt bitte Illi und Zitta usw. Nächstens mehr.

Herzliche Grüße Euer Hans

Mlodochowo, den 12. März 1915

Liebe Eltern!

Ich schreibe heute nur kurz, da ich mich noch nicht wohl fühle. Mein Zustand wird nicht schlechter, aber auch nicht besser. Zur Beunruhigung ist kein Anlass, da mein Unwohlsein in dauernden, bald stärkeren, bald schwächeren Kopfschmerzen, Brechreiz, Schnupfen besteht, also eine Erkältung, die ich überwinden muss. Papas Brief No. 6 erhielt ich heute, desgl. Mamas. Ich habe mich sehr über diese beiden Schreiben gefreut, wenn ich es euch auch immer nur sehr kurz ausdrücken kann. Von Tante Pavenstedt, Illi, Bleibtreus, Tante Gertrud erhielt ich sehr nette Sendungen. Ich muss euch aber aussprechen, dass ich nicht weiß, wo ich die Sachen auf einmal unterbringen soll. Teilt darum bitte die Dinge, die Ihr versendet, etwas ein. Kondensierte Milch ist herrlich, aber nur nach und nach schicken.

Insektenpulver habe ich genug, Strümpfe jetzt auch. Also für alle Wollsachen danke ich vorläufig, auch Briefpapier besitze ich genügend. Butter, Licht usw. nur in Abständen schicken. Allen, die mir was gesandt haben, werde ich noch danken.

Der Lichthalter von Euch ist sehr praktisch, Tantes Zigarren ausgezeichnet, Illis Kuchen famos, Tante Gertruds Eiercognac gerade jetzt sehr zu gebrauchen. Gewöhnlichen Cognac trinke ich nicht, Bleibtreuss Kuchen, Schokolade sehr angenehm. Wenn aber alles auf einmal kommt, wohin damit? Nebenbei sind mir die Briefe lieber als immer nur Pakete. Mein Regenmantel ist hier sehr gut zu verwenden. Leutnant Kr. von der 3. Kompagnie hat er auch sehr gut gefallen. Ihm passt mein Mantel ganz genau. Bitte schickt mir noch für ihn solchen Ölmantel. Er gibt mir das Geld, was ich euch dann schicken werde. Dann, mein fotografischer Apparat, befindet sich in meinem Gepäck in Valparaiso. Hanna hat auch einen, wie? Wie Hanna? Wenn sie mir den schicken könnte, aber mit Film-pack, nur sehr guten, wäre ich dankbar. Ich könnte wahrscheinlich Aufnahmen machen, die von bleibendem Wert wären. Was meint ihr dazu?

Die letzten Tage waren immer durch strahlenden Sonnenschein ausgezeichnet. Um Mittag taute es etwas und während

der Nacht immer noch ziemlich Frost, so dass des Morgens die Scheiben von Eisblumen voll sind. Während der beiden Tage in *Chyczewo*, den 10. und 11. ereignete sich nichts von Bedeutung.

Jetzt sitzen wir wieder (den 12.) in *Mlodochowo* und sehen hinaus auf die trübe, schneebedeckte Flur. So wechselt das Bild von einem zum anderen Tag, was aus uns wird, wissen wir nicht, vielleicht rücken wir schon morgen nördlich.

Den von Dir, Papa, verfassten ersten Bericht meiner Reise von Chile nach Deutschland werde ich noch berichtigen. Ein Punkt, der niemanden etwas angeht, sind Dinge persönlicher Art. Was kümmert es andere, was ich drüben in Südamerika wollte und erreichte? Das geht keinen Menschen etwas an. Eine Sensation aus meiner Fahrt zu machen, liegt mir völlig fern. Hätte mich nicht die verzweifelte Stimmung eines weiteren Misserfolges, aus dem ja mein ganzes Leben zusammengesetzt ist, getrieben, ich hätte die Schwierigkeiten vielleicht nicht überwunden. Was kommt für mich nach dem Krieg? Obwohl viele hier im Felde stehen. Ist deren Zukunft in jeder Hinsicht so dunkel und ungewiss, wie die meine? Die Hoffnung, dass vielleicht nach dem Kriege eine Änderung eintritt, besitze ich ja noch und dieser Gedanke, an dem man sich noch anklammert, ist es, der einem den Mut noch nicht ganz verlieren und lächerlicherweise – den Frieden wünschenswert erscheinen lässt. Ich bitte euch daher dringend meine Reisebeschreibung, so wie sie jetzt ist und ehe ich sie Euch nicht zurückgeschickt habe, unter keinen Umständen jemandem auszuliefern.

Begonnen in ... (Dorf hinter dem Schützengraben), den 14. März 1915

Liebe Eltern!

Die 24 Stunden im Schützengraben liegen nun schon wieder hinter mir. Von Bedeutung hat sich in dieser Zeit nichts ereignet. Als meine Kompagnie am 13. abends abrückte, um ihre Stellung zu besetzen, herrschte ein starker Schneesturm, der die Orientierung in dem schwierigen Sumpfgelände sehr erschwerte. Trotzdem fand ich die kleine Brücke, die sozusagen den einzigen Zugang zu dem flachen Hügelrücken bildet, auf dem sich unser Graben befindet. Kein Baum bietet dem Auge einen Anhalt, der als Wegrichtung dienen könnte. Die vorhandenen Feldwege werden nämlich von uns nicht benutzt, da die Russen beim geringsten Geräusch oder wenn sie vermuten, dass abgelöst wird, wie verrückt plötzlich losfeuern und ihre Artillerie bestreicht dann mit Vorliebe auch bei Nacht die vorhandenen Feldwege oder sogenannten Straßen. Hauptmann v. Schuckmann (2. Kompagnie), der bereits besorgt war, nicht zu rechter Zeit abgelöst zu werden, und befürchtet hatte, dass ich bei dem Schneetreiben nicht durchfinden könnte, freute sich, als ich kam. Dann verabschiedeten wir uns und ich zog wieder in den Gefechtsstand unseres Bataillons ein.

Wie sehr körperliches Unwohlsein die Gemütsverfassung zuweilen beeinträchtigen kann, merkte ich auch heute Abend wieder, als ich auf dem Stroh in dem nur meterhohen Unterstand beim Schein einer Stearinkerze lag. Rauchen, was im allgemeinen immer noch eine Tröstung ist, ging nicht und alles, was mir sonst interessant erschien, war Zeitung lesen, war mir aber in diesem Zustand gleichgültig. Die Frage, wie es wohl werden und wie lange wohl der Feldzug sich noch hinausziehen werde, drückte sehr auf meine Stimmung. In solchen Augenblicken liegt die Zukunft schwer und unheimlich vor einem. Ich beschloss daher, in die frische Luft zu gehen und die Wachen zu revidieren. Da ich persönlich die Verantwortung dafür trug, dass sich während meines Aufenthaltes in dem etwa 1 km langen, von kaum 100 Mann besetzten Abschnitt nichts passierte, d. h., dass meine Kompagnie nicht von einem plötzlichen Angriff überrascht wurde, war an wirklichen Schlaf doch niemals zu denken. Fielen vorne im Graben oder davor Schüsse, dann saß man wieder auf und horchte. Manchmal schien es so, als werde das Schießen stärker, dann trat wieder tiefe Stille ein. Ich ging also los, zunächst nach links zum 3. Zug.

Es schneite stark und ehe ich die Stellung erreichen konnte, erhob sich ein derartiger Schneesturm, dass ich die Richtung verloren hatte. Hätte ich wenigstens die Windrichtung gekannt. Endlich pfiß ich leise. Aber keine Antwort. Weiter zu gehen war zu gefährlich, da man leicht, ohne es zu bemerken, in die Zuglücken geraten und damit riskieren konnte von den eigenen Leuten beschossen zu werden.

Erst vor wenigen Nächten hatte sich bedauerlicherweise dieser Unfall ereignet. Mannschaften, die von unserer Feldküche Essen bringen sollten, gerieten in der Dunkelheit vor unseren eigenen Graben. Unser Posten, der sich in der Nähe befand, glaubte, es wären Russen und schoss, ehe eine Verständigung möglich war, einen Mann nieder. Sehr traurig solche Unfälle. Müssen aber auch mal vorkommen. Es bleibt mir also nichts übrig, als zu warten und bald sah ich aus wie ein Schneemann. Allmählich ließ der Schneefall nach und plötzlich ergoss sich ein mattes, flackerndes Licht über mich und die nähere Umgebung, sodass ich links hinter mir im Gelände den bekannten Strohschober für wenige Sekunden erkennen konnte. Jetzt wusste ich Bescheid und war froh, da es kein Vergnügen ist, ungedeckt und im Schnee auf dem Felde zu stehen.

Die plötzliche Helle war durch Leuchtraketen unseres anderen Bataillons, das links von uns lag, verursacht worden. Das Licht hatte seinen Weg durch den fallenden Schnee nicht direkt genommen und es sah deshalb so aus, als ob es senkrecht aus dem Nebel herangekommen wäre.

Vom 3. Zug stolperte ich durch einen langen, verschneiten Graben zum 2., wo ich von einem Posten angerufen wurde. Dann begann der Graben des 1. Zuges, der sich auch endlos hinauszuziehen schien. Weit vorne war ein schwarzes Pünktchen im Schnee zu sehen, das war einer unserer Horchposten, die bei Nacht die Annäherung des Feindes zuerst erspähen müssen.

32 60 Meter von dieser an den Ort gebundenen Patrouille steht schon der erste Posten der Russen, der oft Schießübungen auf uns abhält. Leichtsinngerweise hat er sich aber vorherige Nacht zu deutlich gezeigt. Es kostete ihm das Leben. Unser Posten hatte ihn abgeschossen.

Die Nacht und der folgende Tag vergingen. Es sollte das letzte Mal gewesen sein, dass wir an dieser Stelle im Schützengraben gelegen hatten. Der 14. brachte Tauwetter und damit wieder schrecklichen Schmutz. Nachmittags wurde ich zum Bataillon gerufen, wo Herr Major von Pommer-Esche gerade den Offizieren, die zu unserer Ablösung erschienen, die Lage erläuterte. Mit einigen derselben besuchte ich abends noch einmal unsere bisher innegehabte Stellung, in der sich noch eine Kompagnie unseres Bataillons befand. Bis 10 Uhr stampften wir im Schmutz herum. Endlich war alles klar und wir gingen ins Dorf zurück, das wir nach einer Dreiviertelstunde erreichten.

Hier erhielt ich den Befehl, dass am anderen Morgen, den 15. um 17 Uhr abgerückt würde, jede Kompagnie für sich. Hauptmann von Schuckmann, der da erst aus dem Graben kam, forderte mich auf, mit ihm zu marschieren, was auch geschah. Unterwegs gab er mir wertvolle Winke über das Reiten. Ich habe jetzt zwei Pferde. Eines davon ein prachtvolles Tier, das ich nicht benutze, um es nicht kaputt zu machen. Der andere Gaul ist ein hochbeiniges Biest. Heute ritt ich aber zur Abwechslung ein anderes Pferd der 2. Kompagnie, das durch die geringe Bewegung in der letzten Zeit sehr mutig geworden ist. Wir kamen gerade an einem Gehöft vorbei, als der Rappe plötzlich wie aus dem Häuschen war. Dann ging er los und fegte wie besessen mit mir davon. Vor allen Dingen oben bleiben, dachte ich bei mir. Die Blamage, vor den Augen der ganzen Kompagnie abgeschmissen zu werden, wollte ich nicht erleben. Ich hatte aber Glück. Es gelang mir, das Biest zu beruhigen. Hauptmann von Schuckmann schien der Vorgang noch zu belustigen. Mir war gar nicht wohl dabei zu Mute gewesen. Trotzdem versuchte ich ein Gesicht zu machen, wie es ein uralter Reiter macht, dem so was täglich passiert. Gegen Mittag erreichten wir ..., wo wir früher schon einmal untergekommen waren und von wo wir jeden Morgen zum Angriff bei *Gralewo* abmarschiert waren. Noch jetzt schauert mich, wenn ich an diesen Tag denke. *Sierpc* und *Gralewo* – diese Tage werden zum eisernen Bestand meiner Erinnerungen in diesem Kriege gehören. Die Gefechtstage vom 10.-21. Februar waren ja meist recht hübsche, aber diese beiden und der Russenangriff am 21. bilden die Höhepunkte meiner bisherigen Kriegserlebnisse.

Die Stadt ..., in der wir nun einzogen, bot das übliche Bild einer kleinen Polenstadt. Schmutzig schlechtes Pflaster, kleine Holz- und Backsteinhäuser, selten mehr als zweistöckig. Überall militärisches Treiben aller Waffen. Mein Quartier war schlecht. Morgen wollte ich mir ein anderes suchen. Viele herzliche Grüße Euer Sohn Hans
Papas Brief Nr. 7 erhalten. Vielen Dank für die ausführliche Nachricht (16.3.).

Chyczewo, den 10. März 1915 (abgeschickt am 17. März)

Liebe Eltern!

Wie schon gesagt, ist unser Leben im Vergleich zu den Ereignissen im Februar recht eintönig geblieben, seit wir hier befestigte Stellungen bezogen haben. Am 7. abends wieder Marsch nach *Mlodochowo*. Befehl hierzu hatte ich vom Bataillon nicht erhalten, was auf eine Bummel im Büro zurückzuführen ist. Ich hätte bei Töpfer anfragen können, wollte aber vorläufig davon absehen, um den betreffenden Unteroffizier nicht hineinzulegen. Ich rückte also auf Glück ab. Natürlich kam unterwegs unser neuer Bataillonsführer von Pommer-Esche dahergeritten, dem ich die Kompagnie meldete und der sich sehr freundlich nach meinem Befinden erkundigte. Ich war froh, es war also richtig gewesen abzumarschieren. Ehe wir ins Dorf einrückten, kamen wir an einer Haubitzenbatterie vorbei, die über die Häuser hinweg zu den Russen hinüberfunktete. Ich vermute, es war die Batterie, der Schmidt-Schwarzenberg angehört. Die Abschüsse dieser kurzrohrigen Geschütze sind nicht besonders laut und krachen mehr hohl. Dann hörte man wieder das bekannte schlüpfende, immer leiser und leiser werdende Sausen, endlich nach langen Sekunden einen dumpfen Krach, der durch das Krepieren der Geschosse beim Feind hervorgerufen wurde. Es war bereits dunkel. Auf einmal sollte uns die Kehrseite des Schauspiels zuteilwerden. Blendende Feuergräben blitzten zwischen uns und dem Dorf. Das war die Antwort der Russen, die das Gelände nach unserer Artillerie absuchten. Die Einschläge waren aber so weit weg, dass sie uns nichts zuleide tun konnten. Ich ließ halten und wartete eine Weile, bis wieder Ruhe herrschte.

Jetzt gingen die feindlichen Geschosse schon weit drüben rechts von uns nieder. Unbehelligt erreichten wir den anderen Dorfrand, wo sich unsere Quartiere befanden. Ich begreife nicht, weshalb sich die Artillerie immer dichter neben unserer Unterkunft aufstellte. Während der Nacht ging das Geschiesse los. Wie leicht kann so ein Ding mal in unser Dorf hineinkommen, was übrigens schon oft geschehen ist.

Es kam der nächste Tag heran. Am Vormittag großer Vortrag über die neuen Hand- und Gewehrgranaten. Wirkliche Sachverständige gab es dabei nicht und Herr Major v. E. beschränkte sich mehr auf allgemeine Andeutungen. Dann kriegte er mich beim Wickel und teilte mir mit, dass er einen Sanitätsunteroffizier der 1. Kompagnie, der einem Kranken nicht genügend zu essen gegeben hätte, bestrafen müsse. Das war, seit ich die Kompagnie führe, schon No. 2. Ein Mann war schon mit drei Tagen bestraft worden, weil er mit einem Gaul unnötigerweise auf dem gefrorenen Boden Galopp geritten war.

In gewissem Sinne habe ich, glaube ich wenigstens, kein allzu gutes Erbe angetreten. Leutnant Töpfer meint aber, dass

ich mich täusche. Warten wir also ab. Nach Tisch erhielt ich Besuch von Töpfer und Lt. K., Kompagnieführer der 3. Kompagnie, ehemaliger Einjähriger, mit dem ich die zwei Kilometer lange Stellung des Bataillons jeden vierten Tag 24 Stunden inne habe.

Wer hätte das damals gedacht, als wir noch auf dem Bornstedter Felde mit viel nebensächlichen Dingen geärgert wurden, die hier überhaupt niemals Anwendung gefunden haben. Nach dem Kriege wird da doch manches geändert werden müssen.

Unser 1. Bataillon ist nun folgendermaßen zusammengesetzt: Bataillonsführer der schon genannte Major von Pommer-Esche, sein Adjutant Leutnant d. R. Töpfer.

1. Komp. Ich, 2. Komp. Hauptmann von Schuckmann,

3. Komp. Leutnant d. R. Kr. und 4. Komp. Leutnant d. R. Fränzel aus Leipzig (Jurist), also zwei aktive Offiziere im ganzen Bataillon, alle dienstälter als ich, deshalb kann es immer mal sein, dass, wenn ein älterer Offizier kommt, ich die Kompagnie wieder verliere.

Mit Graf Finckenstein hat uns auch unser bisheriger Bataillonsführer Hauptmann Graf Rantzen verlassen. Mit großer Trauer sahen wir ihn scheiden. Sein Gehen bedeutet für uns alle einen unersetzlichen Verlust. Ihr könnt Euch kaum vorstellen, welches ungeheure Vertrauen jeder Mann zu ihm hatte. Warum? Sein Prinzip war vor allem, mit den geringsten Verlusten den höchsten Erfolg zu erreichen. Dann stand er bei jedem Gefecht mit im Feuer bei der Kompagnie. Endlich, was er verordnete, war immer begründet und hatte stets Erfolg. Tief bewegt nahm er vor einigen Tagen Abschied vom Bataillon. Ich konnte ihm gerade an diesem Tage noch meine Beförderung melden.

Also am 6. Abmarsch nach den Schützengräben. Ein Pionierunteroffizier musste mir dort die Gewehre und Handgranaten erklären. Nach dreistündigem Vortrag bei den Zügen waren wir soweit, dass diese Neuheiten von den Leuten benutzt werden konnten. Die Nacht verging, so ein herrlicher Tag brach an, so dass es um Mittag etwas taute. Während der Nacht hatte eine Patrouille einen Russen gefangen genommen. Ängstlich saß der arme Teufel in einem Unterstand des Schützengrabens, wohin er gebracht worden war. Ein Mann von uns, der etwas Russisch konnte, sagte ihm, als ich hereinkam oder kroch, dass ich Offizier wäre, was ihn sichtlich erschreckte. Ich glaube, in diesem Moment dachte er bei sich, nun ist es vorbei. Den russischen Soldaten wird über uns ja das Unglaublichste vorgelogen. Ich ließ ihm zunächst eine dicke Schmalzstulle schmieren, die er ganz verwundert und mit großer Freude annahm. Die „Prusskis“ hatte er sich anders vorgestellt, besonders die von der großen schweren Infanterie, wie sie uns nennen. Dann gab ich ihm eine Zigarre, ein anderer sogar ein Stück Schokolade, worauf seine Dankesbezeichnungen nicht mehr aufhören wollten. Vor Freude grinste er übers ganze Gesicht und seine Äuglein rollten, dass unsere Leute in ein schallendes Gelächter ausbrachen. Er dankte sicherlich seinem Schöpfer nicht entkommen zu sein. Drauf wurde unserem Besuch klar gemacht, dass er im Dorf verhört werden würde und dass aber, wenn er die Wahrheit sagen würde, ihm nichts geschehen würde, damit schien er völlig einverstanden gewesen zu sein. Durch Kopfnicken und Bekreuzigen gab er zu verstehen, dass er nur die Wahrheit sagen wolle. Um 4 Uhr morgens, als die Feldküche an der Brücke hinter unseren Stellungen erschien, wurde er übergeben, um zum Bataillon gebracht zu werden.

Der 9. verlief ruhig, was wir so nennen. Etwas geschossen wird immer und ein paar Kugeln hört man jeden Tag pfeifen. Die Ablösung erfolgte heute pünktlich, um 10 Uhr waren wir bereits in *Chyczewo*, wo ich unbeabsichtigt meine Erkältung loszuwerden gedachte. Kopfschmerzen, brennende Augen und allgemeines Unwohlsein. Wie ich diesen Brief fertigt bringen soll, ist mir noch unklar. Heute Abend ist mein Zustand jedoch etwas besser. Ich werde mich nun auf alle Fälle hier auskurieren, sonst gelangt man an einen Punkt, wo es eben nicht mehr geht. Macht Euch deswegen keine Sorge. Es geht allen hier so, und wenn ich wieder gesund bin, müsste es komisch zugehen, falls ich nicht später wieder mal unwohl würde. Das bringt das Leben in diesem Affenland so mit sich. Rheumatismus und anderes Hübsches habe ich bis jetzt noch nicht und hoffe auch verschont zu bleiben.

Adolfs Brief habe ich mit Interesse gelesen. Dass er schon viele schwere Stunden erlebt hat, glaube ich ihm gerne und kann es dem armen Kerl sehr nachfühlen. Mit großer Freude habe ich aus Euren Zeilen ersehen, dass es ihm bisher leidlich geht. Möge ihn weiter ein gütiges Geschick bewahren. Einen Vergleich zwischen Osten und Westen zu ziehen, wo es schlimmer ist, halte ich für vollkommen zwecklos. Aussagen von Offizieren, die bereits an beiden Fronten gekämpft haben, die ich darüber gehört habe, will ich gerne glauben, dass ein Artillerist heute im Osten weniger zu leiden hat als im Westen, da nach den enormen Materialverlusten ein Nachlassen in der Stärke des russischen Artilleriefeuers sich bemerkbar machen muss. Ich weiß es jedoch nicht, da ich noch nicht in Frankreich war, was aber vielleicht noch kommen kann. Was die russische Infanterie betrifft, so möchte ich behaupten, dass es ein massenhafteres Feuer gar nicht geben kann, denn die russischen Linien sind immer so dicht, dass es rätselhaft erscheint, woher immer neue Soldaten kommen. Warten wir das Ende ab, da wird sich alles herausstellen. Was uns nun hier von der Lage bekannt ist, ist Folgendes: Unserem Regiment liegen die russischen No. 301-310 gegenüber, was sonst noch hinzukommt, ahnt niemand.

Wegen meiner Erkältung regt Euch nicht auf. Ich werde, wie gesagt, bald wieder frisch sein. Inzwischen sind auch eure Pakete bis Nr. 12 angekommen. Der Regenmantel und anderes ist sehr hübsch. Vielen Dank für die Zigarren, von denen ich vorläufig genug habe. Pfeifentabak (nicht zu schwer) wäre mir sehr angenehm.

34 Der vom Major bestrafte Mann gehörte nicht meiner Kompagnie an. Dies konnte ich heute dem Bataillon melden. Hm! Der Tag vom 6. abends fehlt, glaube ich, in meinem Bericht. Besonderes hat sich nicht ereignet.

Wir erleben die Zeit in *Chyczewo*. Wegen meines Unwohlseins und vielen Schreibereien bei der Kompagnie hat sich die Fertigstellung der letzten Briefe verzögert. Ich bin seit gestern wieder wohl. (abgeschickt den 17.3.)
Viele Grüße Euer Sohn Hans

Begonnen in *Raciaz*, den 17. März 1915

Liebe Eltern! Nun sitzen wir also wieder hier in diesem Städtchen, wo wir wohl noch einige Tage bleiben werden. Unsere anderen beiden Bataillone liegen dagegen im Schützengraben. Wir haben also Glück gehabt. Für mich persönlich ist es besonders angenehm, nicht in die kalte Nacht hinaus zu müssen. Es geht mir jetzt wieder gut. Trotzdem war ich gestern, den 16.3., beim Arzt, um mich meiner Erkältung wegen untersuchen zu lassen. Er erklärte mir, dass mein rechter Lungenflügel Anzeichen eines überstandenen Katarrhs zeigte. Merkwürdigerweise hatte ich immer Schmerzen an der linken Seite gehabt. Die Hauptsache ist nun eben, dass ich diese Geschichte während der jetzigen Ruhetage vollkommen loswerden kann.

Weshalb wir hier zurückgezogen sind, schreibe ich euch lieber nicht, um die Ankunft dieses Briefes nicht in Frage zu stellen. Überhaupt kann ich euch über die militärische Lage hier an unserer Stelle nichts berichten, weil ich es nicht darf. Die Russen haben seit dem Abend des 21.2. unserem Regiment gegenüber nicht mehr angegriffen. Ob wir nun hier oder woanders angegriffen werden, hängt natürlich von der Überleitung ab. Auf dem Marktplatz im Ort gibt es mittags Konzerte, wo sich alles, was Zeit hat, versammelt, um zuzuhören. Mit Leutnant d. R. Kr., Führer der 3. Kompagnie, wohne ich seit heute zusammen. Das Wetter wechselt von Tag zu Tag, mal wärmer, mal kälter. Den ganzen Nachmittag des 17. hatten wir Besuch von Töpfer, der bald verschwand, Leutnant Fränzel, Kompagnie 4, sowie dem Bataillonsarzt Dr. K., einem Württemberger, alle noch sehr jung. Der Arzt spricht noch reichlich Schwäbisch, was auf mich recht anheimelnd wirkt. Zum Beispiel sagte er neulich zu mir: „Auf einmal hat me so a Kügele im Bauch und man weiß gar net, woher's komme isch.“ Er, wie Leutnant Fränzel, sind zwei nette Menschen. Fränzel interessiert sich für Spiritismus und dergleichen. Er machte uns des Nachmittags allerlei Experimente vor, die meist misslangen. Mit größtem Ernst versuchte er, uns an seinen Vortrag zu fesseln, was ihm nur insofern gelang, als andauernd faule Witze gemacht wurden, die unser Beisammensein sehr lustig gestalteten. Zum Beispiel wurde folgender Versuch gemacht: Ein Fingerring, der an einen dünnen Faden gebunden war, schwebte über den Tisch, von der Hand eines der Anwesenden gehalten. Der Ellbogen des Betreffenden musste auf den Tisch gestützt sein, damit die den Faden haltende Hand keine willkürliche Bewegungen machen konnte, noch machen durfte. Derjenige, der den Faden hielt, musste nun denken, in welcher Richtung der Ring schaukeln sollte. Schaukelte er dann, wurde in eine andere Richtung gedacht etc.!!

Ehe ich es nun vergesse, möchte ich die Geschichte nachholen, die ich bereits in einem meiner letzten Briefe erwähnt habe: Dass die Russen versucht haben, uns nachts plötzlich zu überfallen, schrieb ich euch schon, als die Geschichte in *Drobin* passierte, wo sie sich trotz Vorposten an eines der Regimenter unserer Division herangeschlichen hatten. Dabei fielen ihnen vorübergehend 18 Geschütze in die Hände. Die aus den Häusern stürzenden Soldaten, darunter viele Offiziere, wurden niedergemacht oder gefangen genommen. Das 1. Garde-Reserve-Feldartillerie-Regiment hat dabei schwer gelitten. Die Russen begingen nun den Fehler, sich zu lange mit Plündern aufzuhalten, und ließen sich viel Zeit beim Wegschaffen der Geschütze. Das wurde ihr Verderben. Unsere Verstärkungen waren bereits heran und es entspann sich ein wüster Nahkampf, dem die Russen nicht standhielten. Ein Geschütz hatten die Artilleristen bereits herausgehauen und dieses feuerte auf 150 Meter auf einen Schützengraben, in dem sich die Russen samt ihren Gefangenen zurückgezogen hatten. Da sie merkten, dass ein weiteres Fortschaffen unserer Leute, fast lauter Artilleristen, nicht möglich war, wurden viele dieser Wehrlosen niedergeschossen oder erstochen. Als unsere Leute merkten, dass Hilfe da war, stürzten sie sich nun ihrerseits auf die Russen, denen sie die Gewehre im Handgemenge entrissen, und so gelang es den Unseren schließlich, Herr der Lage zu werden. Viele Gefangene wurden in jener Nacht gemacht, desgleichen alle 18 Geschütze wieder genommen. Eine ähnliche Geschichte ereignete sich auf einem Gehöft nördlich von uns, wo sich die Kerls mit Maschinengewehren nahe vor die Häuser geschlichen hatten und auf die aus ihren Wohnungen kommenden Infanteristen losfeuerten. Dass so etwas vorkommen kann, liegt an der anderen Kriegsführung hier als in Frankreich. Unsere Stellungen sind nicht wie die wohlausgebauten im Westen, was mit der geringen Güte des gegen uns kämpfenden Materials zusammenhängen mag. Dafür kämpfen wir hier in Russland, wie auch alle Kenner sagen, gegen eine zahlenmäßig weit überlegene Infanterie. Schließlich muss das Gleichgewicht im Osten wie im Westen vorhanden sein, denn eine unnötige Truppenverschiebung würde die Lage der anderen Front schädigen.

Ihr könnt euch denken, dass, besonders nach diesen beiden Vorfällen, eine fast nervöse Wachsamkeit in erhöhtem Maße einsetzte. Wie ihr wisst, war ich stark unwohl gewesen und hatte etwas Fieber gehabt. Graf Finckenstein war noch bei der Kompagnie. Alles schlummerte sanft und fest im Stroh. Ich musste wohl vom Schützengraben geträumt haben, als ich im Fieber plötzlich losbrüllte: „Alles raus, alles raus, sie kommen.“ Im Nu war alles auf den Beinen, ich natürlich auch. Draußen war alles ruhig. Der Putzer vom Graf Finckenstein hatte bemerkt, dass ich der Übeltäter gewesen war, und konnte

sich beruhigt wieder hinlegen. Graf Finckenstein, der schon immer nervös war, hatte die Geschichte natürlich erschreckt. Am anderen Morgen war er beinahe deswegen flegelhaft, wie man nun einmal ist. Mir kam die Sache furchtbar komisch vor und als ich am anderen Morgen mit ihm Kakao trank und er mir wortkarg gegenüber saß, kämpfte ich mit dem Lachen und hatte Angst, er würde meine Heiterkeit entdecken. Großes Mitgefühl und Empfindung für Humor können sich eben bei manchen Menschen gut vertragen. Dies war also mein damaliges Erlebnis, die schon erwähnte Geschichte.

Der 18.3. verfloss auch ohne Störung. Unser Regiment erhielt neuen Ersatz aus Potsdam, alles Rekruten, frische und kräftige Menschen. Was werden wir noch mit ihnen erleben? Mit Kompagnieschreiberei werde ich viel geplagt. Hier Anfragen, dort Anfragen usw.

Da mein Brief bisher nur aus Geschichten bestanden hat, will ich gleich noch eine folgen lassen. Ich kann euch genau mitteilen, wann der Krieg zu Ende ist: Unser Divisionsarzt Dr. R. aus Oldenburg, ein durchaus ernst zu nehmender, sehr netter Herr, erzählte folgende unbedingt wahre Geschichte: Einige Monate vor dem Krieg behandelte er eine Frau, die ihm sagte, dass am 1. August Krieg ausbrechen werde. Der Arzt verspricht ihr 50 Mark, wenn ihre Prophezeiung sich erfüllen werde. Als sie sich am 1. August das Geld abholte, verkündete sie weiter, dass am 26. März der Krieg zu Ende wäre. Das Versprechen des Arztes von weiteren 100 Mark für den Fall der Bewahrheitung dieser Voraussage lehnt sie ab, da sie, wie sie erklärte, am 26. März sterben müsse. Vor einigen Tagen erhielt der Arzt tatsächlich aus Oldenburg die Nachricht, dass die Frau am 4. gestorben sei. Für mich ist an der Geschichte ja nur von Wert, zu wissen, das am 26. Friede ist. Ich kann also bald packen. Heute wurden wir gegen Typhus geimpft, wobei es komisch zu beobachten ist, wie ängstlich Leute, die im Gefecht nicht mit der Wimper zucken, bei der Einspritzung sind.

19. März. Das Wetter ist heute grimmig kalt. Ein eisiger Wind weht und im warmen Zimmer ist es daher besser als draußen. Außer Waffenrevision und Kompagnieinnendienst gibt es heute nichts Neues. Gestern saßen wir noch lange zusammen: Töpfer, Krickel, Dr. Korn und ich, Dr. Korn hat in Tübingen studiert. Er kennt Wolfgang und lässt grüßen. Wie geht es Adolf? Habt ihr von Rodel Nachricht? Grüßt alle, Illi, Zitta, Wolfgang, Hanna, Lotte und was mir sonst bekannt ist.

Herzliche Grüße Euer Sohn Hans

Unvollendeter, unter den hinterlassenen Papieren aufgefundener Brief. Begonnen den 23. März 1915

Liebe Eltern! Wo wir uns nun befinden, schreibe ich Euch nicht. Es steht in diesem Brief so manche Einzelheit über Dinge, die auch militärisch vielleicht Interesse haben könnten, weshalb ich es für richtiger halte, keine Ortsangaben zu machen. Den 21.3. konnten wir noch in voller Ruhe in ... zubringen. Dann kam der Sonntag, an dem Kirchgang angesetzt war. Während desselben hatten die Kompagnieführer beim Bataillon eine Besprechung. Herr Major von Pommer-Esche setzte uns die Lage auseinander. Um 2 Uhr sollten wir abmarschieren, um noch abends nordwestlich der Stadt eine neue fest ausgebaute Stellung zu besetzen. Dies geschah. Ich erhielt noch einen Zug der 3. Kompagnie, so dass ich zusammen mit meiner Kompagnie über eine stattliche Zahl von Streitern verfügte.

Noch ehe es dunkel wurde, erreichten wir an der Straße ein Gut, in dem es sich unser Bataillonsstab gemütlich machen wollte. Ich ging von da in Begleitung eines Gefreiten allein voraus, um mir die neuen Gräben anzusehen. Leutnant von Plüskow, der mir entgegenkam, weihte mich in alle Geheimnisse des Geländes ein. Er ist auch noch ein ganz junger Offizier, der die 9. Kompagnie von unserm Füsilierbataillon führt, ein angenehmer Mensch. Wie ich mich überzeugte, war die Stellung noch bei weitem nicht ausgebaut, war aber, wie ich sofort erkannte, prachtvoll im Vergleich mit der, die wir bei *Gralewo* innegehabt hatten. Obgleich der Abschnitt unseres Bataillons sich viel länger hinstreckte, ist er durch seine natürliche Lage ziemlich stark. Weites Sumpfgelände vor uns, dazwischen Drahtverhaue. Befriedigt kehrte ich zum Dorf zurück, um mit der verstärkten Kompagnie wieder zurückzumarschieren, sobald es die Dunkelheit zuließ. So brachten wir denn die erste Nacht in den niedrigen Unterständen unseres neuen Standortes zu. Die Wirksamkeit der Sonnenstrahlen ist nun endlich, wie schon gesagt, so stark, dass man das Gefühl hat, mit dem Winter ist es vorbei. In *Raziaz* hatten wir noch während der Nacht 8 Grad unter Null gehabt. Es war das einzige Mal gewesen, wo ich bis jetzt durch den Thermometer festgestellt ... (hier bricht der Brief ab)

Feldpostbrief von Ernst Töpfer aus
Dreglin, den 28. März 1915

Herzlichen Dank für Deine Karte vom 17. des Monats. Du wirst wohl inzwischen von Hans schon selbst Nachricht erhalten haben, dass er seine Influenza überwunden hat. Er sieht so wohl aus, wie ich ihn noch gar nicht kenne. Heute kann ich euch auch herzlich Glück wünschen zum Eisernen Kreuz, das Hans gestern vom Regiment aus erhalten hat. Sein Kompagnieführer, Hauptmann Graf Finkenstein, hat sich bei seinem Weggang dem Regiment gegenüber sehr anerkennend über Hans ausgesprochen. Ich freue mich auch, dass Hans die Leibkompagnie seit dem Weggang des Grafen Finckenstein führt und alles tadellos klappt. Er wird freilich in absehbarer Zeit, wenn einige ältere Offiziere zurückkom-

36 men, wieder Zugführer werden. Augenblicklich liegen wir (für drei Tage) zusammen im Quartier und nehmen auch die Mahlzeiten zusammen ein, so dass wir nun mehr als sonst voneinander haben.

Sein Zeichentalent hat uns schon gute Dienste geleistet. Mir geht es in jeder Beziehung gut. Als Bataillonsadjutant habe ich ja manche Bequemlichkeit, die die Kompagnieoffiziere entbehren müssen. Von zu Hause habe ich gute Nachrichten. Die Kinder entwickeln sich prächtig. Vor einigen Tagen bekam ich von Tante Julie einen prächtigen Potsdamer Königs-kuchen, den ich mit glänzendem Appetit verzehrt habe. Sage ihr bitte herzlichen Dank dafür. Hans wird euch bestätigen können, dass wir hier wie die Fürsten leben, was Essen und Trinken anbelangt. Zur Zeit haben wir sogar ein wirkliches Gutshaus als Quartier, das von höheren Stäben mit scheelen Blick betrachtet wird. Gott sei Dank fallen gelegentlich mal ein paar Granaten nur in die Nähe. Das vermindert den Reiz zu unseren Gunsten etwas. Das Bombardement fehlt niemals in den Tagesberichten, die wir nach oben weitergeben!

Mit herzlichen Grüßen an Dich und die Deinen

Dein Neffe Ernst Töpfer

Karte von Ilse Töpfer, Cottbus, den 1. April 1915

Liebe Tante Julie! Dir und den Deinen herzlichsten Glückwunsch zur Auszeichnung von Hans. Er hat sich ja mächtig schnell das Kreuz verdient. Sehr hat es mich gefreut, dass Ernst schreibt, er machte sich so nett heraus und sähe wohl so aus. Die Offiziere des Regiments haben ihn sehr in ihr Herz geschlossen und das ist schön für Hans, denn das trägt doch sehr viel zum Wohlbefinden bei und man empfindet draußen sicher doppelt. Hoffentlich habt ihr sonst auch gute Feldpost. Mit den herzlichsten Grüßen für Dich und die Deinen von Deiner Tante Ilse Töpfer.

Feldpostkarte von Hans, *Grzybowo*, den 3. April 1915

Lieber Papa! Ob diese Karte rechtzeitig ankommen wird, ist mir bei der ungleichen Postbestellung zweifelhaft. Zu Deinem Geburtstage gratuliere ich Dir herzlichst und wünsche Dir für das kommende Jahr alles Gute. Es ist sehr schade, dass wir nicht in Potsdam so recht gemütlich feiern können bei Schlagsahnetorte etc. Mir geht's gut, wir sitzen noch immer im Schützengraben fest, was bei dem herrlichen Frühlingswetter nun schon geht, außer nächtlichen, manchmal ziemlich heftigen Knallereien ist hier nichts los. Die Schreibpause werde ich euch noch erklären. Sorgen um mich braucht ihr euch nicht. Wir sitzen jetzt so in der Erde drin, dass ein Angriff der Russen unbedingt abgeschlagen würde. Vielen Dank für die guten Zigarren.

Herzliche Grüße Dein Sohn Hans

Feldpostbrief von Hans aus *Borkowo-Falenta*, nordwestlich *Przasnysz*, den 12. Juli 1915

Liebe Eltern!

[..] Wir liegen hier bei *Przasnysz*. Morgen beginnt hier eine große Schlacht. Unser Regiment ist dabei. Hindenburg wird auf dem Felde erscheinen. Den Erfolg werdet ihr wohl in den Zeitungen lesen. Am 20. wird unser Bataillonsführer, Major von Pommer-Esche, Euch in Potsdam besuchen. Bitte, dass Hanna und Lotte überall Ordnung machen. Er trinkt gerne ein gutes Glas Wein, ist ein ganz reizender älterer Herr. Ich bin z. Zt. Adjutant beim Bataillon, also bei Pommer-Esche. Viele Grüße Euer Sohn Hans

18. Juli 1915

Liebe Eltern! Wegen Mangels an Zeit kann ich nicht mehr berichten. Jeden Tag Angriff, bisher mit größtem Erfolg. Morgen werden wir hoffentlich schon vor ... stehen. Ich vermute, dass unser Ziel Warschau ist. Ich habe sehr viel zu tun. Es geht jeden Tag bis spät in die Nacht und dann habe ich die Annehmlichkeit, öfters noch die kurzen zwei bis drei Nachtstunden auf dem Pferde zuzubringen, um noch dahin und dorthin zu reiten. Bis jetzt bin ich wohlbehalten durchgekommen. Unser Regiment hat hier Angriffe ausgeführt, die uns wohl niemand so leicht nachmacht. Leider ziemliche Verluste. Grüßt herzlich von mir [...], Euer Sohn Hans.

3 km östlich *Rozan*, den 1. August 1915

Liebe Eltern! Heute dauert nun bereits der Krieg ein Jahr und noch ist gar kein Ende abzusehen. Man kann sich jedoch damit trösten und sagen: Vor dem nächsten 1. August (1916) ist er sicher zu Ende. Wenn ich dies schreibe, so soll das nicht etwa heißen, wir hier draußen wären kriegsmüde. Kriegsmüde sind wir nicht, aber das Gefühl, den Wunsch haben wir alle, dass endlich die schrecklichen Menschenopfer, die gebracht werden und auch weiter gebracht werden müssen, aufhören möchten.

In der Zeit des harmlosen Stellungskrieges bei *Raciaz* erhielt unser Regiment neuen Ersatz, der hinter der Front wie im Frieden eingebübbt und gedrillt wurde. Schulschießen usw., alles wurde unternommen, um die Kompagnien auf die Höhe zu bringen. Etwa 1100 Mann betrug unser Bataillon, als wir Anfang Februar uns Vormarsch von *Strasburg (Westpeußen)* begannen. 260 Gewehre. Desgleichen hatten wir neue Offiziere, teils aus dem Westen, teils frisch gebackene erhalten. Also kriegstark standen wir in der Nacht zum 12. Juli bereit, um die russische Stellung am 13. vormittags bei *Borkowo-Falenta* nordwestlich *Przasnysz* anzugreifen.

Nach dreistündiger Artillerievorbereitung ging der Sturm los. Die zweite Stellung, die noch in später Nachtstunde gestürmt wurde, kostete leider einige Verluste. Während des 14., wo der Feind sich nun offener Feldschlacht stellen wollte, ging es schnell vorwärts. Am 15. standen wir vor der Hauptstellung der Russen bei *Zielona*, eine Feldbefestigung, die mit breiten Drahhindernissen versehen war. Das 2. Garde-Reserve-Regiment und mein Regiment waren die ersten im feindlichen Graben. Mit dem Reserve-Regiment 64 bilden beide Regimenter die Infanterie der 1. Garde-Reserve-Division. Ihr hat Hindenburg seine „ganz besondere Anerkennung“ ausgesprochen.

Die russische Artillerie war der unseren weit unterlegen, was natürlich keine geringe Beruhigung für die eigene bedeutet. Der 15. war also ein erfolgreicher Tag für uns, der schwerste. Am 16., wo wir nur mit feindlichen Nachhuten kämpften, ging es bis *Milewo-Szweyki* vorwärts, wo am 17. dem Feind wieder ein stark verdrahteter Graben abgenommen wurde. Am 18. begann der konzentrische Marsch auf *Pultusk* im Großen. Bei *Glodki* griffen uns die Russen am 20. an, wobei ihre inzwischen bedeutend vermehrte Artillerie leider sehr zu spüren war. Trotzdem brach der Angriff schon gegen Mittag völlig zusammen. Das kriegen die Russen eben nicht fertig, in dünnen Schutzlinien zum Sturm anzutreten, wie wir. In dichten Trupps kommen die Kerls vor uns aus dem Walde gerannt, hinter den vor unserer Front befindlichen Strohhaufen Schutz suchend, bis die plötzlich in hellen Haufen, wie sie herangekommen waren, (d. h. was überhaupt noch fort kam) ausrissen. Trotzdem muss ich zugeben, dass wir (wenn auch geringe) Verluste hatten, hauptsächlich durch die Artillerie. Am 23. Juli waren wir bereits bis *Boby* vorgekommen.

Von hier ging nach vierstündiger Artillerievorbereitung der Angriff auf die Feldbefestigungen von *Pultusk* vor sich. In der täglichen Rundschau (ich glaube in der Nummer vom 28.) ist der Sturm und Übergang über den Narev bei *Pultusk/Boby* unseres Regiments beschrieben.

Von unseren eigenen und von den entsetzlichen Verlusten der Russen eine Beschreibung zu geben, unterlasse ich. Das Grauenhafte während und nach einem solchen Angriff ist zu furchtbar. Die Haltung unserer Mannschaften ist über alles Lob erhaben. Wenn unsere Kompagnien zum Sturm antreten, ergreift mich ein heiliger Schauer, eine Begeisterung für diese herrlichen Leute. Ich persönlich bin nun vorläufig nicht mit in der vordersten Reihe, sondern stets bei der zuletzt antretenden Kompagnie des Bataillons. Ich bin aber trotzdem gehörig ins Feuer gekommen. Besonders unangenehm ist weiter hinten die Artillerie der Russen, die, je mehr wir uns den Festungen nähern, desto stärker wurde. Wie also gesagt, wurde von *Boby* aus der Brückenkopf von *Pultusk* von meinem Regiment gestürmt. Die russischen Gräben lagen stellenweise voll mit Leichen, die vielfach schrecklich verstümmelt waren. Noch während des Nachmittages ging es über den Narev, von wo unser Vormarsch bis zur nächsten vorbereiteten Stellung des Feindes am Bug fortgesetzt wurde.

Hier griffen wir am Morgen des 26. wieder an. Herr Major von Pommer-Esche hatte an diesem Tag wieder die Führung des Bataillons übernommen. Die kolossalen Anstrengungen der vorhergehenden Tage bei Gefecht und Marsch, meist bei Regen, bei Nacht eingraben, um feindliche Gegenstöße zu erwidern, machten sich schon bedenklich geltend. Herzschräge, Einschlafen von Leuten im ärgsten Gefecht, waren häufige Vorkommnisse.

Ich habe die Kerls schrecklich bedauert. Ich persönlich hatte auch genug. Nachts wie immer in nassen Kleidern geschlafen. Denn die Russen brennen, wenn sie können, jedes Haus nieder. Bis Mitternacht auf und dann in aller Frühe weiter. Wir griffen also an. Die Artillerie, die (bisher) sehr schlecht schoss, unterstützte uns überhaupt nicht. Trotzdem sollte angegriffen werden. Was das heißt, gegen nicht erschütterte Stellungen, muss man wissen!!! Der Angriff brach natürlich völlig zusammen und in der Nacht musste etwas zurückgegangen werden. Eine Kompagnie war trotzdem bis in das vom Feinde besetzte *Primwo* (?) eingedrungen und hatte im Handgemenge den Feind aus dem Ort vertrieben. Ein Teilerfolg, der aber nichts nützen konnte. Unserm Regimentsführer war Hilfe angeboten worden, die er aber abgelehnt hatte. Die 3. und 4. Kompagnie und unser 2. Bataillon hat an diesem Tag schwer gelitten. Als ich um Mitternacht zu den anderen Kompagnien kam, lagen die Wege voll Verwundeter, deren Jammern einen beinahe verrückt machte. Um zu helfen, sind es zu viele. Ich erkundigte mich nach diesem und jenem und freute mich sehr, wenn es nur hieß, dass er schwer verwundet und nicht tot sei.

Der Führer der 4. Kompagnie Oberleutnant Fränzel aus Leipzig (Jurist), ein Prachtmensch von hervorragender Tapferkeit, den ich sehr gern hatte, fiel durch einen Herzschuss, als er an jenem schweren Abend die Lage durch persönliches Draufgehen hatte retten wollen. Es wurde mir ganz unvermittelt überbracht. Man sträubt sich einfach zuerst so etwas zu glauben.

Am nächsten Morgen gruben wir uns ein. Der Tag vorher war ein Misserfolg gewesen. Was das für eine siegesgewohnte Truppe bedeutet, kann nur der ermessen, der zu ihr gehört. Am Bug sitzt jetzt Landwehr in unseren Gräben. Wir stehen nun schon wieder östlich *Rozan* und greifen morgen (4.8.) bei *Goworowo* von Neuem an. Hoffentlich recht erfolgreich. Als Adjutant habe ich riesig zu tun, buchstäblich am Tage keine Minute frei. Das Eiserne 2. Klasse erhielt ich schon vor längerer Zeit. Viele haben es noch nicht, die es genauso und vielleicht mehr verdient haben. Darüber ein anderes Mal. Die letzten drei Nächte konnten wir wenigstens schlafen, aber immer nur bei Mutter grün. Mir geht's gut. Viele Grüße an Papa, Mama, Illi, Pavenstedts, denen ich noch danken werde, Wolfgang, Hanna, Lotte, Zitta, usw. Es ist jetzt 2 Uhr 30 nachts. Um 12 ist das Wecken zum morgigen Fest [...]

38 Hans' letzter bekannter Brief, eine Karte an seinen Freund Max Hoppe, der auch an der Ostfront kämpfte, lautete:

21. August 1915

Lieber Max!

Ich hoffe, dass dich dieser Brief bei bestem Wohlsein antrifft! Deine Karte erhielt ich und danke Dir. Ich denke mir, Du wirst jetzt östlich Warschau stehen. Du bist also doch der Erste dort gewesen. Kein Wunder! Wie immer schon damals im Einjährigen Unterricht. Unser Weg ging von *Przasnysz-Pultusk-Ostrow (Mazowiecka, d. Red.)* bis südlich *Bielsk (Podlaski, d. Red.)*, wo ich mich z.Zt. befinde. Wir hatten sehr schwere Tage, fast täglich mehr oder minder schwere Gefechte. Es scheint ja, dass hier im Osten ein gewisser Abschluss naht. Bitte schreibe bald, wie es dir geht.

Dein alter Freund und Kriegsgefährte Hans

Die Karte kam an das Regiment von Hans Stintzing mit dem Vermerk zurück: „Auf dem Felde der Ehre gefallen.“



Das Ende: Soldatenmassengrab bei Pieski

Quelle: Tido von Brederlow, Geschichte des 1. Garde-Reserve-Regiments, Oldenburg/Berlin 1929

Das 1. Garde-Reserve-Regiment wurde am 9. August 1914 als Tochterinheit des preußischen 1. Garde-Regiments gebildet. Im Frühjahr 1915 wurde es in Nordpolen eingesetzt. Ein Vormarsch von fast 500 Kilometer Länge führte das Regiment tief nach Rußland hinein. Anfangs betrug die Kompagniestärke 300 Mann; bis Ende September 1915 schrumpfte sie in verlustreichen Kämpfen auf 60 Mann zusammen. Allein von Mitte Juli bis Ende September betrug die Zahl der Toten, Verwundeten und Vermissten 3087 Mann.

Der Regiments-Historiker von Brederlow berichtet: „Das 1. Batl. hatte während der Nacht vom 9. auf den 10. September gegen die von den Russen besetzte, etwa 1,5 km nördlich Pieski liegende Höhe 120 aufgeklärt. Nachdem die Patrouillen die Höhe unbesetzt gemeldet hatten, trat 4 Uhr morgens das 1. Batl. mit der 2. Komp. als Spitzenkompagnie von Pieski aus an, um die Höhe zu besetzen und nach vorwärts Gelände zu gewinnen. Als die 2. Komp., bei der sich der Batls.-Adjt. Lt. S. befand, etwa bis auf 300 Meter an die Höhe 120 herankam, erhielt sie plötzlich starkes Infanterie- und Maschinengewehrfeuer. Starke russische Reserven waren in der Nacht herangeführt worden und bis unmittelbar nördlich Pieski gelangt. Lt.d.R. Hans S. fiel. Er war bei Kriegsausbruch in Chile und hatte sich nach Deutschland durchgeschlagen. Seit Januar 1915 beim Regiment, hatte er sich als Zug- und Kompagnieführer besonders durch persönlichen Schneid hervorgetan.“ (S. 159)

Der Regimentskommandeur von Pommer-Esche verabredete mit Hans Stintzing am Morgen des 10. September das Vorgehen für den Tag und verabschiedete sich von ihm mit den Worten: „Na dann los mit Gott für König und Vaterland.“

Ein überlebender Soldat, der am Gefecht beteiligt war, berichtete später an die Eltern von Hans Stintzing.: „Etwa 600 Meter östlich von den letzten Häusern Pieskis jenseits der Zelwianke sah die Spitze in der nebligen Dämmerung einige Gestalten, die zunächst für eine Patrouille eigener Truppen gehalten wurde. Bei weiterem Vorrücken ergab sich, dass es eine Anzahl von Russen war. Hans Stintzing gab den Befehl, nicht zu schießen, da er nach dem Verhalten der Leute annahm, dass sie sich ergeben wollten. Ltn. Spiegel winkte den Russen. Diese hatten nun augenscheinlich angenommen, dass die Unsrigen verhandeln oder sich ergeben wollten. Sie winkten wieder. Es löste sich ein Offizier von der Gruppe.

Ltn. Spiegel ging auch einige Schritte vor und gab zu erkennen, dass man erwartete, die Russen würden sich gefangen geben. Er gab durch Zeichen zu erkennen, dass diese die Waffen niederlegen sollten. Als die Russen das verstanden, ging der Offizier allmählich und dann immer schneller zurück. Er verschwand plötzlich und mit ihm auch die anderen in einem vorher nicht bemerkten Schützengraben und sofort begann ein sehr lebhaftes Infanterie- und Maschinengewehrfeuer. Die Spitze warf sich hin und grub sich ein. Hans kam neben Unteroffizier R. zu liegen und warf sich auch eine kleine Deckung auf. Er schimpfte kräftig, dass sie in eine Falle geraten seien. Gegen 4.30 Uhr erhielt er einen Kopfschuss, an dem er ohne Laut sofort verstarb.“

In dem Brief heißt es weiter: „Seit Mitte Juli bis zu seinem Tod hat das Regiment über 30 zum Teil mehrtägige Gefechte gehabt.“ Und: „Ich habe von allen Seiten gehört, dass Hans sich während der ganzen Offensive keine ruhige Minute gönnt hat und oft am Ende seiner Kräfte war.“ Physische Gründe hätten ihn an weiteren Briefen an seine Eltern gehindert.